

skalabyrinth

Machtschattengewächs

Das Buch

Es ist vielleicht eine Powerfantasie bezüglich autistischer/neuroatypischer/ableistischer Diskriminierung.

Der Schreibfisch

Eigentlich eine Gemeinschaftsarbeit von mehreren aus dem System, von dem skalabyrinth Teil ist.

skalabyrinth

Machtschattengewachs

ROMAN

Vielleicht in Zukunft: Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind online unter <https://www.skalabyrinth.org> abrufbar.

© 2026 skalabyrinth
Maren Jonasz Kaluza
Hofer Straße 19
043 17 Leipzig

Cover: skalabyrinth

Illustrationen: skalabyrinth

Buchsatz: skalabyrinth
gesetzt aus der EB Garamond
erstellt mit *SPBuchsatz*

*Dieses Buch enthält Inhaltsbinweise / Content Notes
auf der letzten Seite gegenüber der Deckel-Innenseite.*

Siehe auch:

<https://www.skalabyrinth.org>

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	9
Prolog	12
Teil I - Venke	15
Die Andertärztin	17
Die älteste Bibliothek	39
Offenbarungen	59
Die einzige Informatikerin	75
Der andere Andertarzt	95
<i>Inhaltshinweise / Content Notes</i>	122

Vorwort

Dieses Buch steht unter Creative Commons Lizenz:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>



Machtschattengewächs ist ein Roman, der in Zusammenarbeit von vier Personen geschrieben wird, die aber alle den gleichen Körper bewohnen. Wir sind ein System (siehe auch Pluralität/Vielessein/Dissoziative Identitätsstruktur, um ein Gefühl dafür zu bekommen, was das bedeuten kann). Zu diesem System gehört auch skalabyrinth, aber skalabyrinth entwickelt dieses Werk nicht mit.

Anfangen zu schreiben haben wir dieses Buch am 10.4.2026 mit den Rückblenden. Der Plan zu diesem Buch bestand aber schon viel länger. Es hat einige Zeit gebraucht, vor sich hin zu reifen.

Das Buch ist düster und behandelt belastende Themen und Gefühle. Und während ich diesen Satz schreibe, frage ich mich automatisch, ob ich das der Welt und unseren Lesenden überhaupt zumuten sollte.

Wir denken so etwas schnell. Und wenn ska ausgesprochen hat, was as für eine Zumutung hielt, bekamen wir meist (nicht immer) zurückgemeldet, dass es das überhaupt nicht war.

Ich bin felis und in diesem Buch lasse ich los. Mir ist egal, ob es eine Zumutung ist oder nicht. Oder ich mute mich halt mit diesem Schreiben zu, mit dem, was aus dieser Feder schon seit Kindertagen an Dunkelheit fließen will.

Ich, felis, war darin, glaube ich, schon immer besser als ska. ska, die Person von uns, die das skalabyrinth-Pseudonym prägt (und deshalb auch so heißt), schreibt selbst in seinen düsteren Büchern mit Fokus auf Hoffnung, und bei diesem Werk schreibe ich auch Szenen ohne diesen Fokus.

Weder ska noch Lunis Moon, eine andere Schreibtstimme von uns, entwickeln dieses Buch. Von der Stimmung und den Bildern her könnte es zu Lunis passen, aber bei Lunis wird es meist leidenschaftlich und spicy, und das ist nicht der Plan für diesen Roman.

Es ist ein Werk, das aus vier anderen Stimmen von uns wächst, aber wir geben es unter dem skalabyrinth-Pseudonym heraus, weil es trotzdem ganz gut in das Repertoire passt.

Die vier, die es schreiben sind:

1. felis:

Ich habe auch das Konzeptalbum *Luzeva* gemacht und arbeite an einem anderen düsteren Konzeptalbum, *Traumflucht*, in dem ich mich auch mit Gewalt und Trauma auseinandersetze. Direktes Aussprechen schrecklicher Situationen liegt mir anscheinend. Was mir weniger liegt: Flüssiges Runterschreiben. Ich merke den Unterschied zu skas Schreiben gewaltig und manchmal setzt es mich leicht unter Druck: ska schreibt, wenn as einen Flow hat, einfach mal so ein 8000 Wörter Kapitel an einem Tag runter und ein Buch entsteht schon mal in einem Monat. Ich arbeite potenziell eher an einem Paragraphen direkt beim Entstehen Satz für Satz mit Feinjustierung, bis es passt. Auf diese Weise komme ich mit Planung und Perfektionierung vielleicht auf ein Kapitel in der Woche. Aber es geht nicht um Geschwindigkeit. Es ist nur irritierend mit der Erinnerung dieses Flows, den ska hat, im Hinterkopf ganz anders zu arbeiten.

Ich bin die Person im System, die den Ausbildungs- und Berufsteil unseres Lebens überwiegend managet, und zugleich die Person, die sich am ehesten eine Familie mit Kindern wünscht. Mir ist nicht klar, wie dicht ich am Trauma sitze. Als funktionale Person hätte ich gedacht, sollte ich davon vielleicht nicht so viel mitbekommen haben, aber ich habe den Eindruck, dass das nicht stimmt. Vielleicht habe ich einen Anteil des Traumas schon früh akzeptiert und mehr, oder anders zumindest, verarbeitet als die anderen. Ich weiß es nicht.

Es gibt eine Person von uns, die selten frontet, aber manchmal im Hintergrund anwesend und spürbar ist. Es ist ein schönes Gefühl. Eine sehr ruhige, gelassene Traurigkeit oder Melancholie, die sich nach Kontakt oder Ankommen anfühlt. Wie ein dunkler, schwarzer See in einer Höhle. Ich glaube, zu dieser Person habe ich öfter und mehr Kontakt, vielleicht auch einfach grundsätzlich immer ein bisschen, als die anderen im System. Diese Person schreibt bei diesem Roman auch mit.

1. Sand

Ich kann nicht gut schreiben. Aber wenn ich in mich hineinfühle, bin ich ein Wald. Einer mit bodenloser Ruhe darin. Mit Tod und Vergehen, mit Leben, das nicht schön sein muss, um zu sein.

Ich möchte dieses Zuhause fühlen, das ich bin, in dem das Ungeheure lebt und sich ausruhen kann.

1. Krađash

Das đ ist so wie ein englisches th. Es klingt absichtlich wie eine Kreuzung aus Crush (wie in zerschmettern) und Krabat, zumindest für mich.

Ich bin eine nicht so freundliche Person im System.

Ich habe viel Zerstörungswut in mir und ich freue mich auf den zweiten Teil, in dem eine Figur vorkommt, so der Plan, die sich gegen jede Art der Unterdrückung wehrt. Und das ist die Priorität, alles andere wie Ethik, Moral, whatever, wird hinten angestellt. Ich hoffe, es wird so empowernd und befreiend, die Figur zu schreiben, wie ich mir das vorstelle.

Ich bin oft schlecht gelaunt, genervt oder wütend und dachte, mich würde sicher niemand mögen. Deshalb habe ich gebraucht, um mit Leuten in Kontakt zu treten. Aber stellt sich raus, ich werde irgendwie gemocht. (Eine Freundin sagt aber auch, dass sie mich zugleich fürchtet. Nunja ...)

Ich hoffe, die Stimme, die ich in dieses Buch gebe, fühlt sich auch für andere Ventil-artig an, wie gerechte Wut, und wie etwas, was endlich nicht Stillstand ist und nicht so lähmend langsam bis nicht vorangeht.

Prolog

Der Wald ist still. Das Geäst wartet. Dunkelheit ruht leise zwischen den Wurzeln, bis sich die Tore der Stadt öffnen und das daraus hervorquellende Licht jene in einem nahen Umkreis davon verdrängt.

Geduldig harrt das Holz, als weiß leuchtende Menschen andächtig aus den Toren treten, den leblosen Körper eines Kindes auf einer Trage aufgebart. Die acht Menschen, die die Nachhut bilden, schimmern bloß sachte in der Dunkelheit, aber die vier, die mit der Trage vorweg in den Wald hineinschreiten, überstrahlen die Wipfel, leuchten samt ihrer weißen Gewandung hell wie die Sonne! Für einen kurzen Moment ist Tag in diesem sonst immerdunklen Wald.

Der Wald wartet.

Die Menschen legen die Kinderleiche auf dem weichen Erdboden zwischen den Wurzeln ab. So haben sie es immer getan. Sie beobachten, wie die Dunkelheit schon vorsichtig an der zarten Gestalt leckt. Nachdem sie ihre Last losgeworden sind, treten sie erleichtert zurück, die hell leuchtenden Menschen hinter die anderen.

Und als das Licht dadurch eingedämmt wird, regen sich die Wurzeln und Zweige. Sie bewegen sich wie Würmer, verschlingen sich ineinander, weben einen Wurzelteppich über das tote Kind.

Der Wald nimmt das Kind an.

Die Menschen senken ihre Häupter und danken dem Wald. Sie beten zu ihm, bitten darum, dass er im Gegenzug zum Tod, den sie ihm als Tribut dalassen, das Dunkel bei sich behalte und die Stadt verschone.

Der Wald nimmt sich vom Tod, was er gebrauchen kann. Doch die Bitte versteht er nicht. Als die Menschen den Wald verlassen und die Tore der Stadt hinter sich geschlossen haben, kriecht die tiefe Dunkelheit zurück ins Wurzelwerk und der Wald erwacht zu neuem Leben. Das Harren endet. Das Holz macht sich still an sein Tageswerk.

Teil I

Venke

Die Andertärztin

Ich weiß, was Krähen sind. Es hat hier auf der Esde auch mal welche gegeben. Das Raumschiff, das mit unseren Vorfahren vor etwa 250 Jahren auf diesem verfluchten Planeten gelandet ist, hatte auch Tiere an Bord gehabt. Schafe, Schweine, Hühner, Tauben, andere Nutztiere, und aus irgendwelchen Gründen, die ich allerdings nicht weiß, auch Krähen.

Aber die Krähen wurden schneller von der dunklen Magie inviziert als die Menschen.

Ich glaube eigentlich, dass Magie kein guter Begriff für die Phänomene ist. Ich glaube an wissenschaftliche Erklärungen, und Magie ist so ein Fantasy-Wort, das so klingt, als gäbe es keine. Aber so sind sie halt, die Menschen. Sie benennen Dinge so, wie sie eben assoziieren, was auch immer das für Bedeutungen hat, die sich dadurch in ihre Auffassungen schleichen.

Alle Lebewesen, die hier auf der Esde gelandet sind, haben im Laufe der Zeit mehr oder weniger stark etwas entwickelt, das mit dem Stand der Forschung zum Zeitpunkt der Landung schlechter umschrieben werden konnte als mit Beschreibungen aus Fantasy-Romanen. Manche Menschen konnten mit ihren Körpern Wärme erzeugen, mehr Wärme als bei hohem Fieber, und es hat ihren Körpern nicht geschadet. Bei manchen waren es Heilfähigkeiten. Und manche konnten das auf diesem Planeten Wertvollste und Unentbehrlichste hervorbringen: Licht. Echtes Sonnenlicht. Diese Kräfte nannten die Menschen naheliegender Weise helle Magie.

Und all die Phänomene, die Menschen eher krank machen, die dunklen Adern unter der Haut, die verschlingenden und vernichtenden Kräfte, die

mehr den Mensch als der Mensch die Kraft kontrollierten, nannten sie dunkle Magie.

Die Krähen, schwarz wie sie waren, waren sehr schnell mit der dunklen Magie infiziert worden und hatten die Stadt geisterhaft heimgesucht. Sie waren über die Menschen hergefallen und hatten sie grausam getötet ... es muss schrecklich gewesen sein. Und gerade am Anfang eines Bevölkerungsprojekts eines neuen Planeten kann eine solche Heimsuchung das Ende der Menschheit bedeuten.

Es hieß, die Menschen haben den Kampf gewonnen und die dunklen Krähenmonster getötet. Aber vielleicht sind einige aus der Stadt geflohen und haben sich anderswo im Wald niedergelassen, der außer der Stadt und dem Meer den ganzen Planeten bedeckt.

Es steht nirgends in der jungen Geschichtsschreibung der Erde, dass auch nur einer der Vögel entkommen wäre, und in den letzten hundert Jahren ist von keiner Sichtung berichtet worden. Aber der große schwarze Vogel, der draußen auf dem Dach des Gebäudes gegenüber hockt und geisterhaft ins Fenster meiner Praxis starrt, erzählt eine andere Geschichte.

Eine alternative Erklärung für die Erscheinung könnte sein, dass ich doch selbst der dunklen Magie unkontrolliert anheimgefallen bin. Denn verstörende Visionen können Anzeichen davon sein. Aber eigentlich glaube ich das nicht. Dazu nehme ich die Welt ansonsten noch viel zu klar wahr.

Es wäre trotzdem gut, jemanden zu fragen, ob sie die Krähe auch sieht, die es mitsamt ihrer ungewöhnlichen Größe schafft, unauffällig zu sein. Still. Aber es ist schwer, in dieser Stadt zuzugeben, dass es für einen selbst zu spät sein könnte. Vor allem als Ärztin für dunkle Magie. Und so eine bin ich.



Vor meiner Praxis, einem kleinen Haus am Rande des Andertmarkts, hat sich eine Schlange gebildet. Sie ist viel zu lang für den Tag. Ich verteile Schildchen mit Uhrzeiten, die je eine halbe Stunde auseinanderliegen. Unter einer halben Stunde braucht man mit einer Behandlung bei einer Infektion mit dunkler Magie gar nicht erst anzufangen. Zumindest wenn man die Sache ernst nimmt, was ein gewisser anderer Arzt in der Stadt nicht tut.

Nur ein Drittel der Leute bekommt ein Schildchen. Dabei gehe ich zum einen danach, wer diese Woche bereits einen Termin bei mir hatte, aber auch – muss ich gestehen – nach Überlebenschancen. Bei der alten Dame vom Stadtrand kann ich absehen, dass sie mit meiner Hilfe nur zwei Tage länger überleben wird als ohne. Bei dem Kind, das jede Woche zu mir gebracht wird, sehe ich eine Chance auf vollständige Heilung. Daher hat es den letzten Termin für heute erhalten, damit ich mir gegebenenfalls mehr Zeit nehmen kann.

Der erste Patient ist zuvor noch nie bei mir gewesen. Er ist ängstlich, als er mir in die Praxis folgt. Das sind sie am Anfang alle. Bei manchen lässt es nach, wenn sie anfangen, mir zu vertrauen.

Ich ziehe die Vorhänge zu, damit dieser verdammte Vogel nicht hineinstarren kann. Der dünne, eigentlich lichtdurchlässige Stoff weht leicht im Wind. In der Mitte der Stadt stehen tagsüber Menschen auf Türmen, die in Sonnenlicht erstrahlen, aber ihr Licht reicht kaum hierhin auf den Antertmarkt oder in die anderen Randviertel, wo die niedere Bevölkerungsschicht lebt und wirtschaftet. Und das viel zu geringe Tageslicht der entfernten Sonne schafft es nicht, den Raum durch die Vorhänge ausreichend zu erhellen, dass ich arbeiten und meine Patient*innen sich wohlfühlen können. Also zünde ich zwei Glanzfackeln an, bevor ich meinen neuen Patienten auffordere, sich hinzusetzen. Ich lese das an seine Brust gepinnte Schild noch einmal, auf dem sein Name steht, sowie Pronomen, Bezeichnungen und Titel, um mir eine Akte für ihn anzulegen.

»Ich bin Venke Lilia. Ich bin Ärztin für dunkle Magie.« Ich setze mich ruhig mit der Pappmappe ihm gegenüber hin.

Der Patient blinzelt und räuspert sich. »Ich bin Odil Müller. Ich war

letzte Woche bei dem anderen Arzt. Bei Herrn Braack. Ich weiß, Ihre Praxis ist überlaufen, aber ich würde gern trotzdem zu Ihnen wechseln.«

So etwas kommt nicht zum ersten Mal vor. Ich nicke, ohne eine Miene zu verziehen. Herr Braack ist der Arzt, an den ich vorhin gedacht habe, der verstörende Mittel einsetzt und seine Patient*innen damit zügig abfertigt. Er hat keine Ahnung, was er damit anrichtet. Ich weiß eigentlich auch nicht, ob meine Wege wirklich helfen. Eigentlich weiß niemand, ob etwas gegen dunkle Magie wirklich hilft. Herr Braack ist leider anderer Überzeugung.

»Wie äußert sich die dunkle Magie bei Ihnen«, frage ich, als mein Patient nicht weiterspricht.

Er zieht den Ärmel seines Leinenhemdes hoch und zeigt mir seinen Unterarm. Schwarze Linien haben sich unter der Haut gebildet. So fängt es häufig an. Tatsächlich kenne ich nur einen Fall, bei dem ich ein anderes Symptom gesehen habe, ohne dass dieses zuerst da war. Aber an damals möchte ich gerade nicht denken.

Eine relativ frische Narbe verheilt schlecht an der linken Seite des Unterarms. Die Fäden sind noch nicht gezogen.

Man kann die Haut aufschneiden und die dunklen Linien mit einer Pinzette entfernen. Ich habe das auch mal getan. Das schwarze Etwas verhält sich wie glibbschige Würmer unter der Haut, die sich herausziehen lassen. Aber sie kommen rasch nach.

Ich rutsche zum Patienten heran, lege seinen Arm behutsam aber bestimmt auf ein Kissen, das in seidiges Fell eingenäht ist. »Ich werde nicht operieren«, verspreche ich. »Was Herr Braack getan hat, war nicht nötig. Aber es ist nützliche Information für mich, wenn Sie mir erzählen, wie sich die OP angefühlt hat.«

Dem Patient steht – wenig überraschend für mich – nun das Grauen ins Gesicht geschrieben. Die meisten wollen verständlicherweise nie wieder an eine unbetäubte OP zurückdenken. Sie erleben diese Behandlung wie in einer anderen Welt.

Ich rücke die kleinen Fläschchen mit Flüssigkeiten auf dem Beistelltisch zurecht. Sie machen den Eindruck, als handele es sich um sehr wertvolle

Medizin, weil sie in Glasfläschchen gefüllt sind, und Glas ist rar. Es existieren nur die Restbestände aus dem Raumschiff. Der Planet bietet keine Ressourcen zur Herstellung von Glas.

»Damit ich entscheiden kann, wie ich Sie richtig behandle, ist es leider unentbehrliches Wissen für mich. Es tut mir leid, dass sie da noch einmal durchmüssen.« Ich lege meine kühle Hand an seine behaarte Haut neben der Narbe und senke den Blick darauf, als wäre sein Arm etwas sehr Wertvolles. Und das ist er natürlich auch.

Er holt tief Luft und berichtet davon, wie es sich angefühlt hat, als der Quacksalber Braack ihm einen Stressball aus Weichholz gegeben hat, den er fast kaputtbiss, als der Arzt ihn operiert hat. Er hat nicht darauf vertraut, dass der Skalpel wirklich sauber ist und hat sich hilflos gefühlt.

Ich nicke. »Es ist schwer, wenn man nicht vertrauen kann«, sage ich verständnisvoll.

Ich habe ihn noch nicht an dem Punkt, dass er es bei mir tut. Aber es ist, was ich brauche.

Ich blicke auf in sein Gesicht. Vielleicht hätte ich das nicht tun sollen, denn die Folge ist, dass er verkrampft versucht, weniger verzweifelt zu wirken. Seine Augen sind feucht.

»Weinen Sie ruhig«, sage ich. »Wir haben hier den Raum dafür. Niemand schaut zu.« Nur der verdammte Vogel, hätte ich die Vorhänge nicht zugezogen. Meinen Gedanken zum Trotz betone ich: »Nur ich. Und Sie haben allen Grund dazu. Ihnen ist Grausames widerfahren.«

»Ich will stark sein!«, flüstert er. »Für meine Kinder.«

Ich nicke langsam und lächele ein wenig, nur ein klein wenig. »Das werden Sie sein. Das sehe ich Ihnen an«, behaupte ich und sage dann sanft aber bestimmt: »Aber für mich müssen Sie es nicht.«

Einen Moment denke ich, ich hätte ihn verloren. Mir ist an dieser Stelle mal passiert, dass ein Patient einfach zugemacht und mich gefragt hat, ob ich dazu da wäre, die Infektion zu heilen oder ihn zu entblößen. Aber leider hängt meiner Meinung nach beides zusammen.

Herr Müller aber atmet zitternd und bringt ein zartes »danke« hervor.

Das ist fast genauso gut wie eine Träne.

Ich greife nach dem Glas, das Jastus mir gegeben hat. »Das ist Wasser, das mit Sonnenlicht durchwirkt ist«, erkläre ich. Ich öffne das Glas und tauche einen Pinsel hinein. »Das wird die dunkle Magie in Ihnen auflösen können. Aber dunkle Magie ist nicht nur eine Infektion des Körpers, sondern auch des Geistes. Fühlen Sie dabei in Ihren Arm hinein und spüren, wie das Licht aus dem Wasser durch ihre Haut dringt und das Dunkel darin lichtet und auflöst.«

Der Patient sieht mich irritiert an. »Wie soll ich Licht fühlen?«

»Ich fange einfach langsam an und Sie fühlen ganz intensiv in Ihren Arm hinein. Erzählen Sie mir, was Sie fühlen«, bitte ich. »Ich bin mir sicher, dass Sie es begreifen werden, wenn wir beginnen. Kann es losgehen?«

Er nickt.

Ich fahre sehr langsam mit dem Pinsel über seine Haut. Ich achte darauf, dass er hineinlesen kann, dass er etwas Besonderes ist und mir etwas bedeutet. Ich streiche über die Stellen, wo es darunter dunkler ist, aber schon durch das Gespräch nicht mehr so kontrastiert schwarz wie vorhin. »Es ist erst kalt, aber dann, hoffe ich, spüren Sie noch etwas anderes.«

»Ja!« Er wirkt mit einem Mal sehr erleichtert. »Ich fühle es! Es prickelt ein bisschen.«

Die Leute beschreiben das Gefühl ganz verschieden. Für manche ist es warm, manche nennen es elektrisierend. Ich spüre es überhaupt nicht. Aber das müssen meine Patient*innen nicht wissen.

Der Patient zahlt zwei Andert und geht, ohne eine weitere Narbe am Körper zu tragen, ohne schwarze Linien unter der braunen Haut und mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Ich hätte das Geld nicht gebraucht, aber ich muss es nehmen, um ernst genommen zu werden. Er hat gelöst gewirkt, als er mir die Muttern in die Hand gelegt hat.

Er ist nicht zuversichtlich, aber er hat Hoffnung, und das ist die wichtigste Medizin gegen die dunkle Magie. Er hat von mir die Empfehlung bekommen, jeden Tag einen Spaziergang an der Lichtwacht vorbeizumachen, die Arme

ins Licht zu halten und zu fühlen. Ich glaube, wenn er sich daran hält, wird er mindestens einen Monat keine neuen Symptome entwickeln.

Aber das ist nur eine Auswertung meiner empirischen Erfahrung und kein Resultat einer Studie. Dennoch, glaube ich, baut meine Behandlung auf diese Art auf besserer wissenschaftlicher Grundlage auf als die von Braack. Ich kenne diesen Mann nicht, aber ich habe so viel Leid gesehen, das er in meine Patient*innen geschnitten und gebrannt hat, dass ich ihm ewiges Elend wünsche.

Meine nächste Patientin wartet sicher schon draußen, aber ich brauche einen kleinen Moment für mich. Ich ziehe den Vorhang zurück, um in die Ferne zu schauen und die vom flimmernden Fackellicht angestregten Augen zu entspannen. Ich bin ein wenig weitsichtig, aber kann die Sehschwäche noch mit den Augenmuskeln ausgleichen.

Der schwarze Vogel starrt mich wieder an, als habe er lauend auf diesen Moment gewartet.

»Was ist an mir so interessant?«, frage ich halblaut.

Aber das Tier krächzt nicht einmal.



Mein vorletztes Patienty kommt nicht. Als ich das Warten aufgebe, mache ich mir kurz einen Vorwurf: Ich hätte dy ein Schildchen für einen früheren Termin geben sollen. Der Moment am Morgen, als ich dy das Brettchen in die schwachen Hände gegeben habe, dyr Blick voll Sorge, den ich als ein Problem mit der Zeit gedeutet habe, als ich zur nächsten Person getreten bin, und die Entscheidung, das aber nicht noch einmal zu ändern, spielt sich noch einmal sehr lebendig in meiner Erinnerung ab. Liams Infektion ist bereits fortgeschritten und dy hat mir gestanden, damit das Haus manchmal nicht verlassen zu können. Hoffentlich schafft dy es zum Ende der Woche zu

meinem anderen wöchentlichen Praxistag. Dann bekommt dy den ersten Termin.

Ich mache mir einen Vorwurf, dyr Not zwar erkannt, doch unter dem Druck der Situation übergangen zu haben. Aber ich kann nicht alles richtig machen. Das habe ich über die letzten Jahre bitter gelernt. Ich übe, auf mehr zu achten, aber wenn es entschieden ist, akzeptiere ich, wie es gekommen ist.

Ich räume ein wenig auf und betrachte dabei meine Fläschchen. Jedes hat eine eigene Geschichte, wie ich daran gekommen bin.

Das Fläschchen mit dem Lichtwasser ist inzwischen fast leer. Es hat heute gute Dienste geleistet.

Ursprünglich war das Wasser mal nur für mich bestimmt gewesen. Jastus hat es mir geschenkt.

Ich werde so schnell den Moment nicht vergessen, in dem ich Jastus gestanden habe, dass ich Andertärztin für dunkle Magie bin. Das entsetzte Gesicht meiner besten Freundin, die blanke Angst hineingeschrieben. So habe ich sie noch nie gesehen. Und ich hätte auch nie erwartet, dass sie als Lichtwacht dunkle Magie so haltlos fürchtet.

Vier Nächte in der Woche steht sie auf der Stadtmauer und leuchtet gegen den Wald an, der seine Äste besonders dann lebendig wie Schlangen nach der Stadt ausstreckt, wenn nichtmal das spärliche Licht der entfernten Sonne ihn lähmt. Der Wald mag das Sonnenlicht nicht. Zur Lichtwacht werden jene angehalten, die besonders reine Lichtmagie ausstrahlen können, um die wilden Auswüchse des Waldes im Zaum zu halten und damit die Stadt zu sichern. Er würde andernfalls binnen weniger Tage die Stadt unter- und überwuchern. Inzwischen vermutet man in der dichten Schwärze des Waldes auch die Quelle der dunklen Magie.

Jastus, eine der mächtigsten Personen der Stadt, die die Sonne in sich trägt, nicht nur als Magieform sondern auch in ihrem Gemüt, fürchtet die dunkle Magie, als säße sie ihr direkt im Nacken? Ich hätte es für unmöglich gehalten, aber da habe ich mich geirrt.

Als ich ihr von meiner zweiten Identität als Andertärztin erzählt habe, hat sie mich hilflos angesehen, als hielte sie mich für verloren. Am nächsten Tag

hat sie mir das Fläschchen aus dem Raumschiff gebracht, das sie mit Wasser gefüllt und dann die ganze Nacht belichtet hat.

Jastus ist mir gegenüber nun weniger überschwänglich. Immer wieder dringt ihre Sorge zwischen ihrer Leichtmütigkeit an die Oberfläche. Aber eigentlich mag ich sie so lieber. Ich muss noch ergründen, warum.



Ranuk, die meinen letzten Termin für heute bekommen hat, ist zwölf. Ich sehe bei ihr eine Chance auf vollständige Heilung? Ich hatte da noch nicht gesehen, wie sie heute aussieht. Vermutlich hätte ich bei der Terminvergabe Schlüsse daraus ziehen sollen, dass sie bei 18°C in einem Mantel verhüllt worden war.

Nachdem ich die besorgte Mutter, die ihr Kind am liebsten nicht einen Moment aus den Augen gelassen hätte, überredet habe, vor der Tür zu warten, zieht Ranuk den dünnen Mantel aus. Sie ist blass. Und damit meine ich nicht, dass ihre Haut einen bleicheren Farbton hätte. Eigentlich wirkt ihre Erscheinung eher dunkler als sonst und auf irgendeine Art unwirklich, die mich im Innersten sorgt. Dass sie durchscheinend ist, erkenne ich erst, als sie vor den Fackeln steht, nachdem sie den Mantel an die Garderobe daneben gehängt hat.

Sie streckt die Hand aus, aber als ich ihr meine entgegenhalte, gleiten ihre Finger durch meine hindurch. Ich spüre bloß einen milden Widerstand unter der Haut.

»Du kannst mich nicht in den Arm nehmen.« Ranuks Kopf hängt schwer herunter, als sie sich auf den Stuhl setzt.

In den letzten zwei Terminen hat sie einfach direkt am Anfang losgeweint. Diesmal ist sie still.

Ich kann es verstehen. Was hilft es, zu weinen, wenn man dabei nicht

gehalten werden kann. »Schauen wir mal«, sage ich weich. »Wann ist es denn passiert?«

»Als Papa ...« – sie bricht abrupt ab und flüstert den Rest – »mich schlagen wollte.« Dann wiederum betont sie: »Das tut er eigentlich nie!«

Natürlich verteidigt sie ihren Papa. Aber ich glaube, sie versucht auch zu verdrängen, dass es eben doch so drastisch gekommen ist.

»Warum wollte er dich schlagen?« Dass ich das einfach frage, als wäre es normal ... Manchmal denke ich, mit mir stimmt auch was ganz gewaltig nicht. »Vielleicht ist es gar nicht so wichtig. Was hast du gefühlt?«

»Er war einfach wütend. Ich weiß nicht mehr, was er geschrien hat. Er wollte, dass ich meine Wärmemagie mehr übe.« Ranuk nimmt sich ein Kuschelschaf aus der Schublade der kleinen Kommode neben dem Behandlungsstuhl und drückt es an sich. Sie zögert, bevor sie meine zweite Frage beantwortet. »Ich wollte einfach nur weg!«

Das ergibt Sinn. »Und dann warst du ein bisschen weg.«

Ranuk weint beinahe, aber hält es dann doch zurück. Ihre Finger dringen durch das Kuscheltier. »Ich habe Angst, dass ich ganz verschwinde«, flüstert diese sich piepsig überschlagende Kinderstimme.

»Dann brauchen wir für dich einen Anker in dieser Welt«, sage ich.

»Ich mag aber auch, manchmal durch Wände gehen zu können.« Ranuk macht sich ganz klein, als wäre das etwas Unerhörtes.

Ich lächle. »Das ist ziemlich cool, oder?«

Das Lächeln steckt Ranuk an und ihr Körper entspannt sich ein wenig. »Ja, schon!«

»Dunkle Magie hat manchmal auch was Reizvolles«, erkläre ich. »Aber es wäre wichtig, dass du es kontrollieren kannst. Kannst du das?«

Ranuk schüttelt den Kopf. »Muss es gar nicht weggeheilt werden?«

Ich seufze und setze mich endlich ihr gegenüber hin. »Glaubst du, dass es noch geheilt werden kann?«

Ranuk sitzt da, als hätte ein Schock sie getroffen. Vielleicht hat sie noch nie darüber nachgedacht, dass die Möglichkeit bestehen könnte, dass sie unheilbar krank ist. Aber sie ist schnell wieder gefasst. Ihre Finger streicheln

das Schaf und sie scheint gar nicht zu merken, dass sie es wieder kann. »Was, wenn nicht? Wird es mich verschlingen?«

Ich schüttele den Kopf, obwohl ich mir nicht so sicher dabei bin. »Menschen können lernen, sich mit ganz verschiedenen Krankheiten zu arrangieren und damit leben zu lernen. Du müsstest allerdings nicht ganz verschwinden wollen.«

Ranuk wird wieder durchsichtiger, dieses Mal so sehr, dass ich die Lehne des Stuhls durch sie hindurchsehen kann und das Schaf ihr durch die Hände gleitet. Es bleibt auf dem Stuhl liegen, an derselben Stelle, wo auch Ranuks Oberschenkel ruhen.

»Du willst manchmal schon eigentlich ganz verschwinden, richtig?« Ich spüre Angst in mir aufsteigen, die ich sorgfältig betrachte, damit sie mich nicht überwältigt. Ich möchte den Moment nicht erleben, in dem ich Ranuks Mutter mitteilen muss, dass sich ihr Kind in meiner Praxis in Nichts aufgelöst hat. Es mag ein egoistischer Gedanke sein, aber die Idee dieser Situation in meinem Kopf lässt das kalte Grauen unter meiner Haut entlangfließen.

»Manchmal schon.« Ranuks Augen werden feucht. Zu ihrer eigenen Überraschung wird sie stofflicher und pflückt das Schaf aus ihrem Körper, bevor es darin feststecken könnte.

Ich weiß nicht, ob das passiert wäre. Die Vorstellung belustigt mich unpassender Weise einen Moment.

»Und für diese Momente müssen wir einen Anker suchen, an dem du dich festhalten kannst«, wiederhole ich.



Wir haben lange geredet und nach etwas gesucht. Am Ende hat Ranuk das Schaf mitgenommen. Aber dass es nicht in jeder Situation ausreichend stützen kann, konnte ich schon in der Sitzung beobachten. Immerhin

konnte ich Ranuk am Ende der Sitzung im Arm halten und sie konnte weinen.

Mit ihrer Mutter habe ich auch noch einen Moment geredet. In unserem nächsten Termin möchte ich mit ihnen beiden zusammen reden.

Wenn ich es mir recht überlege, besteht ein großer Anteil meiner Behandlung in therapeutischen Gesprächen. Meine derzeitige Vermutung ist, dass Menschen mit psychischem Leid anfälliger für Infektionen mit dunkler Magie sind, und es daher ihrer Krankheitsabwehr hilft, ihre Psyche zu stabilisieren. Ich vermute, eine Psychotherapie würde ihnen eigentlich sehr helfen. Aber leider bin ich dafür nicht ausgebildet. Überhaupt gibt es diesen Beruf seit mehr als hundert Jahren nicht mehr auf diesem Planeten, und ich weiß nicht, warum. Es ist meine Absicht, das herauszufinden, und vieles mehr.

Und der Beruf, den ich wählen musste, um an die Quellen für dieses Wissen zu gelangen, ist ausgerechnet das Schreiben von Schulbüchern nach Verfassungs-Richtlinien, die ich schon eher als Propaganda einschätze. Ich hasse diesen Beruf. Ich mag die Recherche, aber ich hasse, was ich Kindern vorsetzen muss, damit ich sie betreiben darf.



Es wird schon dunkel draußen, als Lorist mich abholt. Ich habe aus einem strategischen Grund noch nicht gepackt: Ich möchte, dass er, während ich packe, in meinem Praxiszimmer aus dem Fenster sieht. Das tut er auch, aber sagt nichts über eine ungewöhnliche Erscheinung.

Ist es vielleicht schon zu dunkel?

Ich trete ans Fenster, aber dort, wo dieser verdammte Vogel den ganzen Tag gehockt und mich beobachtet hat, ist nichts als das nackte Hausdach von Gegenüber. Und irgendwie erschreckt mich seine Abwesenheit mehr als die ständige Präsenz dieses Federviehs.

»Was ist los? Hast du einen Geist gesehen?« Lorist lacht, wird aber sofort wieder ernst. »Entschuldige, das ist nicht lustig, wenn ich bedenke, dass du dir den ganzen Tag Schicksale von Menschen angesehen hast, die womöglich tatsächlich dunkle Geister sehen. Oder fast schon sind.«

Ich nehme wortlos meine Arzttasche und verlasse die Praxis.

Lorist folgt mir. »Bist du mir böse?«

»Nein.« Es kommt schroffer aus meinem Mund, als ich es will. »Nein, bin ich nicht.«

Nachdem ich die Tür verschlossen habe, blicke ich mich gründlich um. Als ich den Krähenvogel auf dem Hausdach gegenüber gesehen habe, wusste ich immerhin, wo die unheilvolle Erscheinung war. Jetzt habe ich das Gefühl, sie könnte überall sein oder mich von hinten angreifen.

Ich sehe einen Schatten auf einer Birke am Rande des Marktplatzes. Aber als ich genauer hinsehe, schweifen die lang herabhängenden Ästchen bloß im feinen Wind und formen Bilder.

»Dir geht es echt nicht gut.« Lorists besorgte Stimme dringt nur schwer in meinen Kopf vor.

Sollte ich ihm trotzdem von meiner Vogelerscheinung erzählen? Ich hatte mir vorgenommen, mit ihm gemeinsam aus dem Fenster zu schauen und zu fragen, ob er die Krähe auch sehen kann. Aber weil der Vogel da nicht mehr war, werde ich entsprechend auch nicht herausfinden können, ob er nur für mich sichtbar ist. Was für Erkenntnisse kann es mir bringen, wenn ich ihm meine Sinneswahrnehmung anvertraue, wenn wir sie nicht prüfen können?

Ich merke, wie mir die Angst die Sinne raubt. Ich fühle mich, als ob ich nur durch einen Tunnel hindurchdenken kann und nicht im Stande bin, zu greifen, was ich eigentlich will, oder was überhaupt Sinn ergibt.

Was Sinn ergibt.

Was Sinn ergibt, wäre – darauf habe ich mich eigentlich trainiert – mich genau so zu behandeln wie meine Patient*innen. Sprich: Mich trösten zu lassen. Und das ist scheiße hart.

»Mir geht's beschissen«, sage ich. Viel zu leise. Ich hole tief Luft und versuche es erneut: »Mir geht es richtig schlecht!« Aber irgendwas in mir hat

noch zu viel Angst, Jorist dieses Gefühl einfach offen entgegenzuschleudern, und hält es in mir gefangen. Er hat es nicht verdient. Kalt kriecht es unter meiner Haut.

»Was ist denn passiert?«, fragt er.

Wir kennen uns noch nicht so lange. Wir haben vor ein paar Monaten herausgefunden, dass er seinen Laden auf dem Andertmarkt ganz in der Nähe meiner Praxis hat, und dass wir den gleichen Heimweg haben. Zumindest ist sein Heimweg Zweidrittel von meinem. Seitdem begleitet er mich an meinen Praxistagen, also zweimal in der Woche, bis zu seinem Haus, was mir sehr guttut. Denn ich habe es nachts im Dunkeln nach einem langen Tag in der Praxis nicht selten mit der Angst zu tun.

»Der letzte Fall hatte es in sich.« Eigentlich weiß ich nicht, was ich erzählen soll. Ich fange einfach irgendwo an und hoffe, dass ich bald etwas gegriffen kriege, was ein Ventil öffnet, sodass ich loslassen kann. »Ein Kind. Ich hoffe, ich sehe sie nochmal wieder.« Meine Stimme bricht.

Lorist nimmt mich in den Arm. Er riecht nach Kiefernholz. Er verkauft wertvolle Möbel in seinem Laden. Er arbeitet mit verschiedenen Holzsorten, die hier auf der Esde nicht heimisch sind. Kiefer riecht am meisten durch.

Er streichelt mir über den Rücken, aber ich spüre es kaum. Ich will nicht, dass Ranuk verschwindet. Ich will ... ich will, dass die ganze Welt verschwindet!

Ich erschrecke mich vor diesem Gedanken und versuche schnell, etwas anderes zu denken. Konkret dieser Gedanke ist gefährlich.

»Ich will, dass es aufhört«, flüstere ich.

»Das kann ich verstehen. Ich auch.« Florist streichelt mir immer noch über den Rücken.

Es fühlt sich seltsam an. Als wäre es ein Schauspiel.

Aber ich tue ja auch nur so, als würde ich fühlen. Ich tu's gar nicht. Noch nicht so richtig.

»Ich glaube, ich bin nicht so gut im Trösten.« Florist seufzt.

Ich ziehe mich aus der Umarmung heraus und gehe still neben ihm her durch die Dunkelheit der Stadt. Ich bin zunächst einen Moment sehr

wütend auf ihn. Ich weiß, dass er es nicht verdient hat, aber ich bin wütend, dass er sich nicht traut, etwas zu tun, was er eigentlich tun möchte. Und ich weiß nichtmal, was es ist.

Ich atme tief und merke als nächstes, dass es mir doch etwas leichter um die Brust ist. Mir geht es besser. Übergangslos beschließt irgendwas in mir, dass es an der Zeit ist, über meine Interessen zu reden. »Ich habe zuletzt viel über Geld-Währungen gelesen. Auf der Erde gab es lange Währungen, die an sich wertlos waren. Sie waren nur kompliziert zu fälschende Zettel, für die ein Gegenwert in Form von Gold in der Bank lag. Man hat also dann statt mit dem Gold mit den Zetteln bezahlt und so getan, als wäre es Gold wert. Irgendwann ist alles aus dem Ruder gelaufen und die Sache mit dem Gegenwert hat nicht mehr funktioniert, aber am Anfang war das das Prinzip.«

Lorist lacht laut und es schallt durch die ruhige Gasse, durch die wir gerade spazieren. »Du bist unverbesserlich! Gerade dachte ich noch, du erzählst mir gleich, du wärest selbst infiziert und nun geht es um deine Geschichts-Nerderei! Hast du das in wieder diesem Wikipedia-Buch gelesen?«

Ich grinse erwischt. »Irgendwomit muss man ja die Nacht erhellen. Zumindest in einem drin!«

Aber während ich das sage, sehe ich die Häuser klarer gegen den dunkelgrauen Himmel. Die Krähe sehe ich nirgends und bin mir sicher, dass sie nicht da ist. Tatsächlich bin ich in diesem Moment sicher, dass sie doch nur für mich existiert.

Ich bin verwirrt von mir selbst, weil mich der Gedanke eher ängstigen als beruhigen sollte, während das Gegenteil der Fall zu sein scheint.

»Ich habe auch in einem anderen Buch gelesen, aber das Wikipedia-Buch fasst es einfach gut zusammen!«, schwärme ich. »Es ist so ein beeindruckendes Gefühl: Dieses Buch wurde vermutlich von mehr Menschen geschrieben, als heute überhaupt leben! Ist das nicht cool?«

Lorist geht nicht darauf ein. Er hat im Gegensatz zu mir keinen Zugang zu einer Wikipedia-Buch-Ausgabe, aber Geschichtsbücher, die auch er in der Schule gehabt hat, geben oft dieses Buch als einzige Quelle an. »Gab

es dieses Papiergeld schon im Mittelalter oder erst in der Endzeit?«, fragt Lorist. »Im Raumschiff gab es dann keins, oder?«

»Im Raumschiff gab es keins«, bestätige ich. Die andere Frage war nicht, was ich recherchiert habe, aber am Rande habe ich dazu gelesen. »Im Mittelalter waren als Währung noch echte Goldmünzen verbreitet. Das ist etwas vereinfacht, aber ich bin nicht in den Details drin.«

Lorist holt eine Mutter aus seiner Tasche und spielt mit ihr zwischen den Fingern herum. »Vielleicht wäre der Andert in Münzform sogar praktischer, aber ich muss gestehen, ich mag dieses Design.«

Ich kichere. »Ich auch. Und ich mag, dass die Muttern, als Originale aus dem Raumschiff eben, verschieden groß, aber alle gleich viel wert sind.«

»Man könnte zehn größere zusammenschmelzen und elf kleinere erstellen. Gießt man Muttern? Oder werden sie gepresst?«, überlegt Lorist und steckt seinen Andert wieder ein.

»Könnte man. Aber macht man nicht.« Ich fühle, dass ich den Faden, den ich verfolgen wollte, völlig verloren habe. »Ich frage mich, warum?«

»Weil wir hier alle so ehrlich sind!«, scherzt er. Aber dann stellt er doch ernsthafte Überlegungen an. »Ich denke, es ist nicht so einfach, das zu tun. Man bräuchte dafür ziemlich viel Raum und Hitze und Maschinen, das würde vielleicht auffallen.«

»Hmhm«, stimme ich zu. »Könnte sein.«

»Ich glaube, wenn es eine Fabrik gäbe, die Muttern in Münzen umformt, wäre das Risiko größer, dass was gefälscht wird«, überlegt er weiter. »War das das, worauf du hinaus wolltest?«

Ich kichere verzweifelt. »Nein, gar nicht! Aber es war auch interessant.«

»Worauf wolltest du hinaus?«

»Ich finde den Andert interessant im Vergleich zu sowohl Papiergeld als auch zu Goldmünzen«, sage ich, »weil er selber wertvoll ist, anders als Papiergeld, weil die Eisenmuttern die Restbestände aus dem Raumschiff sind und daher endlich. Aber es besteht auch kein Bedarf, auf Papier zu wechseln, weil Eisenmuttern nicht als Schmuck zweckentfremdet werden.«

»Hm.« Lorist wirkt einen Moment nachdenklich. »Ich sehe schon manchmal Leute mit Muttern als Schmuck herumlaufen.«

»Gold war als Schmuck sehr beliebt! Das haben viele getragen.« Ich merke, wie mein Enthusiasmus mich zu einer übertriebenen Aussage verleitet hat, und korrigiere mich. »Zumindest einige.«

»Ich glaube trotzdem nicht so recht, dass das der Grund ist, warum auf Scheine gewechselt wurde.« Lorist holt den Andert doch wieder aus der Tasche und betrachtet ihn. »Eher, was ich vorhin meinte: Du magst am Andert, dass die Muttern verschieden groß sein können. Aber wenn Münzen geprägt werden, vermute ich mal, müssten die Münzen identischer werden. Ich denke, in den Goldmünzen musste das Gold darin rein und geeicht sein, weil sonst wirklich Leute anfangen zu fälschen. Das Gold verdünnen oder so.«

Wir sind an Lorists Haus angekommen und bleiben vor seiner Tür stehen. Ich muss ihm recht geben. Das ist eine gute Argumentation. Aber zugleich wirkt sie, als könnte ich sie gerade nicht richtig greifen und die Dunkelheit schleicht sich wieder tiefer in die Nacht. Sie dringt in meine Gedanken. »Das ist ein guter Gedanke.«

Lorist nimmt mich kurz zum Abschied in den Arm.

Als er mich loslässt, fühle ich mich verloren. Mir ging es bis gerade besser, aber ich weiß, sobald ich alleine bin, wird die Angst zurückkehren. »Lass mich heute nicht allein!« Die leise Bitte ist mir entwischt, bevor ich sie aufhalten kann.

Lorist nimmt meine Hand in seine. »Tue ich nicht.«

Mehr sagt er nicht. Er schlägt einfach die Richtung ein, in der ich wohne, und wir gehen auch den Teil des Wegs zusammen.

Ich merke, dass ich angefangen habe zu weinen. Lorist merkt es nicht. Ich bin so gerührt davon, dass dieser Mann nach so wenigen Monaten Bekanntschaft so sehr für mich da sein möchte.

»Ich habe das Bedürfnis, klarzustellen, dass ich dich einfach nur nach Hause bringe, weil du Angst hast«, sagt er. »Weil du das möchtest, oder

brauchst. Nicht, weil ich was von dir will. Da steckt keine romantische Absicht oder Hoffnung hinter.«

Wenn ich vorhin noch Wut auf ihn hatte, ist sie spätestens jetzt verflogen. Das fühlt sich groß an. »Danke. Ich ... danke. Ich habe mich selten so sicher gefühlt.«

»Das macht mich froh!« Das Lächeln auf seinem Gesicht kann ich selbst in der Dunkelheit ausmachen.



Meine Wohnung liegt im inneren Kreis der Stadt, also nicht mehr in der Andertstadt, und kostet deshalb Miete. Alle Räume und Wohnungen in der Andertstadt werden planwirtschaftlich vergeben. Die Wohnungen im Zentrum, die um das Raumschiff herum oder in selbiges hineingebaut worden sind, kosten zwei bis fünf Deuts in der Woche. Deuts erhält man vom Staat über ein Vertrauenspunktesystem. Wenn man Regierungsarbeit macht, findet regelmäßig eine Vertrauensbewertung durch den Ethikrat und die Verfassungsprüfung statt. Ich bekomme Punkte, wenn meine Ethik dem Ethikrat verfassungskompatibel erscheint und wenn meine eigene Verfassung in einem ausreichend gutem Zustand ist, also im Prinzip, wenn ausgeschlossen ist, dass ich mit irgendeiner Person in Kontakt gekommen wäre, die mit dunkler Magie inviziert ist, geschweige, wenn ich es selbst wäre.

Mein Geständnis an Jastus, dass ich Andertärztin für dunkle Magie bin, war deshalb sehr heikel. Jastus als langjähriges Mitglied des Stadtschutzes müsste mich eigentlich verraten. Mit dieser Zweitidentität dürfte ich niemals auch nur in die Nähe der Prüfer*innen treten. Aber ich vertraue ihr.

Aktuell erhalte ich zwei Deuts in der Woche und kann für mich und meinen Papa eine Wohnung am Rande des Zentrums mieten. Beziehungsweise, ich muss, wenn ich ernstgenommen werden möchte. Ich hoffe, dass sich der

ganze Quatsch ausgezahlt haben wird, wenn ich morgen das erste Mal das Raumschiff betreten darf.



Ich verabschiede mich von Lorist und steige die drei Stockwerke hinauf. In dem Moment, in dem die Tür unten ins Schloss fällt, fühle ich mich allein. Und bedroht. Aber es würde mich wundern, wenn die Krähe ins Treppenhaus gelangt wäre, selbst dann, wenn sie nur eine Vorstellung ist. Und trotzdem habe ich Angst vor jedem dunklen Winkel, in dem ich nicht erkennen kann, was dort lauern könnte.

Meine Finger zittern, als ich den Schlüssel versuche, ins Schloss zu stecken. Er fällt mir aus der Hand und landet mit einem unwirklichen Holzklirren des Waldes auf dem Boden. Das Haus ist aus Waldholz gebaut, wie die meisten Häuser in der Stadt. Das ist im Zentrum nicht anders als in der Andertstadt. Lorist hat seines aus Eichenholz gebaut und manchmal frage ich mich, ob ihn das vor dunkler Magie schützt.

Papa öffnet die Tür, als ich den Schlüssel aufhebe, und ich bin so erleichtert, das warme Licht aus der Wohnung ins Treppenhaus fluten zu sehen. Es riecht nach Eintopf. Ich freue mich auch, endlich was in den Magen zu bekommen. Auf Papas Kochkünste kann ich mich verlassen.

Nur Minuten später sitzen wir am Tisch in der Wohnküche und essen gemeinsam. Papa fragt, wie mein Tag war. Ich versuche, optimistisch zu klingen. Ich möchte nicht, dass er sich sorgt. Aber seine altvertraute, warme, tiefe Stimme tröstet mich trotzdem.

Im Bad fülle ich das Gläschen von Jastus mit Leitungswasser wieder auf, damit sie es für mich kommende Nacht durchleuchten kann. Jastus freut sich sehr, etwas beisteuern zu können. Ich stelle es vorübergehend auf die Ablage unter dem Badfenster ab.

Aber während ich meine Zähne putze, ergreift mich blanke Wut darauf.

Ich liebe Jastus, das steht außerfrage. Aber das Wasser hat maximal einen Placebo-Effekt. Ich weiß es eigentlich. Es ist schön, dran zu glauben, ergibt auch beinahe Sinn, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es einfach nur Wasser ist und bleibt.

Immerhin tue ich meinen Patient*innen damit nichts Gefährliches an. Aber ich wünschte, ich hätte ein effektives Mittel und würde nicht ein Drittel meiner Behandlungszeiten mit Lügen verbringen, damit es den Leuten besser geht. Ich wünsche mir, meine Freundin nicht anzulügen. Ich wünsche mir, dieses Fläschchen hätte es nie gegeben, denn jetzt kann ich damit nicht mehr aufhören.

Ich spucke aus und spüle mir den Mund, und als ich wieder aufsehe, ist das Fläschchen verschwunden. Dort, wo es war, wabert etwas Dunkles, Schwarzes im Raum. Mein Magen zieht sich zusammen, als hätte ich in ihm auch ein Nichts erzeugt.

So etwas ist mir vor ein paar Monaten das erste Mal passiert und seither nicht wieder. Scheiße. Das ist nicht gerade der beruhigendste Auswuchs dunkler Magie. Um genau zu sein habe ich diese Form bei meinen Patient*innen noch nie gesehen.

Ich schließe resigniert die Augen. Öffne sie wieder. Schiebe meinen Ärmel hoch. Unter der Haut bewegen sich dunkle Linien wie Tinte. So viele. Ich schließe die Augen wieder und lehne mich gegen die Wand. Ich fühle die schwarze Kälte unter der Haut fließen. Ich habe es den ganzen Tag schon gespürt, aber wollte es nicht wahrhaben. Plötzlich bricht es einfach aus mir heraus und ich fange still an zu weinen. Das ich inviziert bin, weiß ich schon lange, aber bisher habe ich das Wochenende immer nutzen können, um mich für die Woche zu erholen. Diesmal ist es Montag und es fühlt sich an, als würde mich das Dunkel kalt von innen einschnüren. Meine Gedanken fühlen sich an wie nasse Würmer, die ich nicht ganz im Griff habe.

Papa klopft. »Alles in Ordnung bei dir?«

Ich werfe ein kleines Handtuch über die Stelle, an der das schwarze Loch wabert. Ich rechne halb damit, dass das Tuch darin verschwindet, aber

stattdessen legt es sich darüber, als wäre darunter nur die harmlose Ablage.
»Ja! Ich brauche noch ein bisschen!«

»Ich bin da für dich«, antwortet Papa.

Er hat das Weinen gehört. Die kühlen Würmer unter der Haut regen sich deshalb unangenehm. Das Gefühl raubt mir für einen ausgedehnten Moment vollständig die Fähigkeit, zu denken und ich stehe einfach nur da.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen ist, als ich mich und meine Gedanken wieder bewegen kann.

Ich nehme das Handtuch von der Ablage, beuge mich vor und betrachte den Schaden. Das schwarze Loch ist verschwunden. Das wertvolle Gläschen ist fort. Und in der Ablage fehlt ein Stück, als hätte ich dort einen Feuerball hindurchgebrannt.

Ich greife nach dem Blumentopf, der links vom Fenster steht, um das Loch damit erstmal vor Papa zu verbergen, nicht wissend, wie das lange gutgehen soll, aber als ich dabei den Kopf anhebe, blicke ich direkt in ein schwarzes Krähenauge. Das Tier ist riesig. Es hat die schuppigen Krallen, die dick wie meine Finger sind, um die Fensterbank gebogen. Der spitze Schnabel ist auf mich gerichtet. Es mustert mich von oben herab, und dann spannt es die riesigen Flügel, streift damit meine Wange, und lässt sich nach hinten in die Tiefe fallen.

Ich berühre meine Wange mit den Fingern. Dort, wo die Federn sie berührt haben, fühle Tod und Verwesung unter meiner Haut. Mein ganzer Körper zittert, als ich die Fensterläden für die Nacht schliesse.

Wie ich nach dieser Begegnung noch schlafen soll, ist mir ein Rätsel.

Die älteste Bibliothek

Ich wache aus einem Albtraum auf, in dem ich meine Mutter umgebracht habe. Ich brauche einen Moment, um mich daran zu erinnern, dass ich es nicht gewesen bin. Manchmal wünschte ich, ich hätte es getan, aber das ist kein guter Gedanke. Ich richte mich auf. Es ist eigentlich noch nicht meine Aufstehzeit, aber ich möchte nicht in diesen Traum zurück.

Schwaches Sonnenlicht einer wenige Häuserblöcke entfernten Lichtwacht fällt durch die Ritzen der Fensterluke. Ich öffne sie und ein leichter, warmer Wind weht herein. Von einer Krähe keine Spur.

Ich fühle mich leicht zittrig, als hätte ich am vergangenen Tag körperliche Schwerstarbeit geleistet. Ein Blick auf meinen Unterarm verrät mir, dass die schwarzen Linien nicht weg, aber doch blasser geworden sind. Sie bewegen sich träge im schwachen Schein der Lichtwacht und ich spüre es wie Würmer unter der Haut. Ein längst vertrautes Gefühl.

Ich kleide mich an und gehe zu Papa in die Wohnküche, der am Küchentisch sitzend bei einem Kaffee angestrengt Zeitung liest. Er ist stark weitsichtig und kann die Buchstaben allerhöchstens erahnen, aber seine Finger tasten von der Rückseite über die durchgepressten Buchstaben und ergänzen die fehlende Information. Trotzdem ist er langsam und es schmerzt mich, zu sehen, wie er Tag für Tag mehr Anstrengung für seine Lese-Leidenschaft aufbringen muss. Ich hoffe für ihn, dass wir irgendwann das Privileg erhalten, eine der wenigen Brillen aus dem Restbestand im Raumschiff leihen zu dürfen.

Er legt die Zeitung ab, als er mich hört. »Es hat wieder eine Entführung gegeben.«

»Wieder ein Mensch, kurz bevor er der dunkle Magie erlegen wäre?«, frage ich und setze mich dazu. Ich nehme mir eines der frisch gebackenen Brötchen, nach denen die ganze Wohnung riecht.

»Jap. Eind Kind diesmal.« Er schiebt mir einen Brief hin und streift dabei meine Finger mit seinen.

Ich behalte den Hautkontakt länger bei als nötig. Es ist tröstend. Ich muss an Ranuk denken und hoffe, dass es bei dem Bericht in der Zeitung nicht um sie geht. Aber die Stadt ist groß und die Infektionszahlen steigen. Es ist nicht wahrscheinlich.

»Lies!«, fordert Papa mich lächelnd auf. »Ich habe da so eine Ahnung.«

Ich öffne das helle Rindenpapier, auf den die Lettern ›Venkjara Lilia‹ besonders tief hineingedrückt worden sind. Das nachgedunkelte Holz ist in den Vertiefungen der Buchstaben fast schwarz. »Erlaubnis: Älteste Bibliothek. Zulassungstyp F: Raumschiff Wohnbereich«, lese ich vom Zettel vor, der darin steckt. »Ich habe vergessen, was Typ F bedeutet, aber ...« Ich springe auf und werfe fast Papas Kaffee um. »Ich darf endlich ins Raumschiff!«

Ich möchte mich wieder hinsetzen, aber Papa meint, ich möge noch ein bisschen herumhopsen. Ich folge dem Rat und freue mich einfach so sehr, dass ich dieses überwältigende Gefühl kaum fassen kann. Seit Jahren arbeite ich auf diesen Tag zu!

»Wirst du heute schon gehen?«, fragt Papa, der seine Kaffeetasse umklammert hält, aber breit lächelt.

»Auf jeden Fall!« Ich setze mich nun doch endlich wieder und gieße mir auch einen kleinen Schluck Kaffee in einen Waldholzbecher ein. »Eh sie mir die Erlaubnis wieder entziehen!«

Es gibt Bibliotheken in der Stadt, in der ich seit einem halben Jahr wegen meines Berufs als Schulbuchschreiberin alle Bücher leihen darf, darunter auch das Wikipedia-Buch. Es wurde noch in der Anfangszeit auf der Esde aus der Datenbank des Raumschiffs abgeschrieben und ein paarmal gedruckt, bevor die Überzahl der Bordcomputer nach und nach ihren Geist aufgaben. Es gibt noch ein paar wenige funktionierende Bordcomputer, aber sie

werden kaum betrieben, damit sie für wichtige Fälle noch möglichst lange halten. Viele der elektronisch gespeicherten Bücher sind daher derzeit nicht einsehbar und das Wikipedia-Buch als eines der dicksten, daraus übertragenen Bücher, gilt als bestes Nachschlagewerk aus der Endzeit auf der Erde.

Im Raumschiff gibt es eine Bibliothek, die aus jenen nicht-digitalen Werken besteht, die die Menschheit damals vor ungefähr 350 Jahren beschlossen hat, von der Erde mitzunehmen. Sie wird die Älteste Bibliothek genannt. Vielleicht ist es die älteste Bibliothek der Welt, aber mindestens auf diesem Planeten. Und ich wollte sie schon immer erkunden. Für beide meiner Berufe und auch einfach, weil ich Bibliotheken leidenschaftlich liebe.

Die meisten Bücher dort liegen in Dia-Form vor und können mit magisch betriebenen Projektoren gelesen werden, das weiß ich. Aber einige Werke sind sogar in der alten, lateinischen Schrift in Papierform mitgenommen worden. Gedruckt mit Tinte, also auf ganz andere Weise als unser Press-Druck-Verfahren, bei dem es keine Extra-Farbe braucht, sondern bloß den Druck scharfer Lettern oder eines spitzen Stifts. Zu diesem Verfahren wurde eine neue Schrift entwickelt, die sich auch als Blindenschrift eignet. Das braucht eine bibliophile Bevölkerung auch, von der etwa ein Zehntel stark fehlsichtig und ohne Brille unterwegs ist.

Das ist ungefähr alles, was ich über die Älteste Bibliothek weiß, aber das wird sich heute ändern. Es sei denn, jemand kommt auf die Idee, meine Arme anzusehen.

Vielleicht hat mein Papa den Schatten in meinem Gesicht bemerkt. »Du bist krank, nicht wahr?«, fragt er. »Ich habe das Loch entdeckt.«

Ein eiskalter Schauer läuft mir den Rücken herunter. Die Verfassungsprüfung sieht vor, dass ich mit keinem Menschen in Kontakt kommen soll, der infiziert ist, wenn ich der Regierung nahestehe, weil Ansteckung über bloße Berührung für möglich gehalten wird. Das wage ich sehr zu bezweifeln. Ich glaube aber schon, dass sich die Infektion überträgt, wenn sich Menschen nahestehen. Ich habe schon lange Angst, dass ich meinen Papa invizieren könnte, und nun, wo er mir offenbart, dass er davon weiß, umso mehr.

»Venke, sorg dich nicht«, sagt er in ganz ruhigem Ton.

Mir entweicht ein verzweifelt Schnauben. »Als ob das möglich wäre.«

Er legt seine warmen, dicken Finger auf meine. »Dir ist als Kind schon passiert, dass Gegenstände ins Nichts gesogen wurden, und es ist wieder weggegangen. Ich habe Vertrauen in uns, dass wir es auch diesmal schaffen. Aber hör mir zu!«

»Als Kind schon?«

Meine Mutter wurde ermordet, als ich neun war, und es wäre nie dazu gekommen, wenn ich nicht infiziert gewesen wäre. Die schwarzen, sich bewegenden Würmer in den Unterarmen – ich habe sie auch damals gehabt. Daran erinnere ich mich. Aber ich habe die Zeit danach, als Papa mich bei sich aufgenommen hat, nur in verschwommener und sprunghafter Erinnerung.

»Ich wusste nicht ... Mir war nicht klar, dass damals Dinge verschwunden sind!« Ich merke, wie sich mein Körper verkrampft. »Ich hätte in ein Kinderheim in Quarantäne gemusst, wenn ich so fortgeschritten erkrankt war, oder nicht?«

»Doch. Hättest du.« Er rutscht zu mir herum und nimmt meinen zitternden Körper in seine Arme. »Aber ich habe bemerkt, dass es zurückgegangen ist und habe es verschwiegen. Ich habe geglaubt, dass du bei mir am besten aufgehoben bist.«

Ich wusste das nicht. Mein Körper schmiegt sich wie von selbst an Papas. »Papa«, flüstere ich. Ich fühle mich plötzlich wie ein kleines Kind in einem zu großen Körper.

Er streichelt mir über den Rücken. »Keine Angst«, flüstert er. »Du hast damals so eine schwere Zeit durchgemacht. Ich wollte dich beschützen. Und ich beschütze dich auch jetzt. In Ordnung?«

»Wie willst du mich denn beschützen?« Mein erwachsenes, verzweifelt Ich wird wieder lauter. »Ich werde doch nicht einmal bedroht! Nicht mehr als alle auf diesem Planeten.«

»Aber du übernimmst dich«, sagt er. »Zwei Tage Ärztin sein ist zu viel für dich im Moment.«

In mir wehrt sich alles gegen diese Behauptung. »Nein!« Ich kann doch meine Patient*innen nicht im Stich lassen. Tatsächlich habe ich darüber nachgedacht, ob ich einen weiteren Tag dazunehme. »Ich will doch vor allem in die Bibliothek und ins Raumschiff, um nach den Ursprüngen der dunklen Magie zu forschen und herauszufinden, ob es dort mehr Wissen gibt, das mir bei der Heilung helfen kann. Was bringt mir das, wenn ich nicht Ärztin sein kann? Was bringt das alles?« Meine Stimme überstürzt sich und Tränen laufen mir die Wange herunter in Papas Pullover.

»Es bringt eine Menge«, sagt er. »Aber du bringst bald niemandem mehr was, wenn du über deine Grenzen gehst.« Ruhiger spricht er weiter: »Ich sage ja nicht, dass du aufhören sollst. Vielleicht kannst du auch besser weitermachen, wenn du neue Erkenntnisse aus dem Raumschiff mitbringst. Aber erstmal muss du kürzertreten.«

Ich sehe ein, dass er recht hat. Mein Körper verliert an Spannkraft und ich hänge einfach in seinen Armen, während Papa mir etwas vorsummt und mir über den Rücken streichelt wie früher.

Ich habe nie gedacht, dass dieser alte Mann mir wirklich noch helfen kann. Ich dachte, es würde sich jetzt allmählich umdrehen. »Danke, Papa.«

»Ab nun reden wir offen darüber, ja?« Es klingt nicht wie ein Befehl, sondern wie eine Bitte.



Als ich das Haus verlasse und mich dem Raumschiff nähere, dass zentral in der Stadt alle Gebäude überragt, fühlen sich meine Wangen immer noch feucht an. Der Tag erscheint mir heller als sonst und ich weiß nicht, ob die konturlose Wolkendecke heute dünner ist oder ob der Eindruck bloß meiner helleren Wahrnehmung entspringt. Aber es könnte auch sein, dass in Raumschiff-Nähe mehr Lichtwachten auf Türmen stehen und die Stadt erleuchten.

So oder so. Ich lächele. Und sehe mich um.

Auf einem blickdichten Gartenzaun im Eingang zu einer Gasse, in der es tatsächlich Schatten gibt, hockt die Krähe, unsichtbar für die meisten Blicke, und starrt mich an. Hätte sie sich doch gestern in den Tod gestürzt! Aber eigentlich wünsche ich keinem Lebewesen zu sterben – ich bin Ärztin. Solange es nicht selbst mordlüstern wird. Und bei dieser Krähe bin ich mir nicht sicher.

Ich betrete das Südbüro, in dem eine routinemäßige Verfassungsbegutachtung durchgeführt wird, bevor ich erstmals das Raumschiff betreten darf.

»Ah, Venke Lilia!«, begrüßt mich die Empfangsbeamte, deren Namen ich ärgerlicherweise vergessen habe. »Es ist soweit?«

»Ja!« Ich kann nicht verhindern, übertrieben breit zu grinsen, als ich ihr den Brief auf den Tisch lege, die Arme nicht zu sehr streckend, damit der Ärmel meines Hemdes keinesfalls hochrutscht.

Sie sieht sich den Brief an und nickt. »Venkjara. Ist das dein vollständiger Name? Ich stelle noch ein paar Fragen. Das kennen Sie schon.«

»Ja.« Ich setze mich. Ich fühle mich nervös, und das hat nicht nur mit der unruhig glibbrigen Bewegung unter meiner Haut zu tun, sondern auch damit, dass mir so unwirklich erscheint, dass es jetzt endlich soweit sein kann.

»Hatten Sie seit unserem letzten Gespräch Kontakt zu einer mit dunkler Magie infizierten Person oder haben Sie selbst Symptome?« Sie schiebt mir wieder die Liste hin, auf der verschiedene Symptome aufgelistet und mit Zeichnungen veranschaulicht sind.

Ich schaue mir die Liste gründlich an. Ich könnte einige Symptome ergänzen – zum Beispiel mein eigenes – und denke mir Skizzen dafür aus. Auf diese Art wirke ich aufmerksam lesend, obwohl mir nichts davon neu ist. Ich schüttele dabei den Kopf. »Nichts«, sage ich. »Ich kann natürlich nicht wissen, ob ich auf der Straße Menschen begegne, denen ich das ein oder andere Symptom nicht ansehe.« Es fällt mir inzwischen viel zu leicht, zu lügen.

»Das kann niemand.« Die Beamtin lächelt. »Kommen wir zur nächsten Frage:«Ich nehme an, dass Ihre Recherche-Interessen nicht nur den Schulbüchern gilt?»

Ich fühle mich kalt erwischt und versuche es zu verbergen. Wissen Sie doch um meine Absicht, zu dunkler Magie zu forschen? Das wirkt im Zusammenhang mit der ersten Frage unwahrscheinlich. »Was meinen Sie?«

»Sie träumen doch nicht schon seit Kindheitstagen davon, Schulbücher zu schreiben, oder nicht?« Sie holt meine Bewerbungsmappe hervor, legt sie richtig herum für mich auf den Tisch und deutet auf einen Paragraphen.

Ich brauche sie nicht zu lesen, ich erinnere mich, dass ich davon geschrieben habe, dass ich schon als Kind davon geträumt habe, die Älteste Bibliothek irgendwann einmal besuchen zu dürfen.

Und leider war als Kind schon ein Kerngrund dafür, über dunkle Magie zu forschen. Ich muss mir etwas einfallen lassen. »Ich interessiere mich für Geschichte.« Das ist nicht einmal gelogen. »Zuletzt habe ich über Währungen gelesen und das hat mich einfach begeistert, mir darüber Gedanken zu machen!« Allerdings habe ich zu dem Thema für die Schulbücher gelesen und wäre nicht von selbst auf die Idee gekommen. Das Gefühl, wilder Freude, etwas zu lernen, war allerdings echt.

Die Beamtin lächelt. »Interessieren Sie sich auch für Raumfahrt?«

Ich nicke verwirrt. »Sicher!«

»Nicht Ihr Kerninteresse, merke ich.« Sie rückt mit ihrem Stuhl näher an den Tisch und beugt sich zu mir vor, als würde ich nun Teil einer Verschwörung werden. »Ich werde Sie trotzdem bitten, weil Ihre bisherigen Recherchen 1A sind und wir ihren Blick für Details gebrauchen können: Die Regierung entwickelt an Plänen, wie wir einen Teil der Menschheit retten und auf einen anderen Planeten bringen können, bevor die dunkle Magie uns alle vernichten kann. Und wir möchten Sie bitten, auch über Raumfahrt zu recherchieren. Versuchen Sie, herauszufinden, was es dafür braucht und ob unsere Ressourcen das hergeben!«

Ich atme tief durch. Das ist ein Auftrag! »Ich werde mein Bestes geben. Ich ...« Im Traum habe ich nicht über diese Möglichkeit nachgedacht, dass

dieses Raumschiff wieder startklar gemacht werden könnte. Oder ein anderes gebaut? Es scheint so außer jeglicher Reichweite und ich habe auch keine Lust, den Rest meines Lebens in einem geschlossenen Raum zu verbringen. »Ich muss mich erstmal an die Idee gewöhnen.«

»Behaupten Sie nicht, Sie hätten noch nie darüber nachgedacht!« Die Beamte packt meinen Bewerbungsbrief wieder in eine gut sortierte Kiste mit hängenden Akten.

»Ich muss tatsächlich zugeben, dass aber eben dies der Fall ist«, sage ich. Es ist eine Wahrheit, die ich teile, weil die Regierung auch misstrauisch wird, wenn man zu viel mit ihr dacour ist. »Vielleicht hängt es damit zusammen, dass die Lage, aus der Menschen damals die Erde verlassen haben, eine ganz andere war. Dunkle Magie ist ein Phänomen der jüngsten Geschichte und findet in der Erdgeschichte kaum Erwähnung.«

»Kaum?« Die Beamtin hebt die Augenbrauen. »Gar keine, oder nicht?«

»Ich denke, Sie haben Recht, aber manche Quellen lassen auch andere Schlüsse zu«, sage ich. »Es sind zweifelhafte Quellen, aber ich möchte trotzdem einen Wahrheitsgehalt nicht vollkommen ausschließen.«

»Sie drücken sich so vorsichtig aus, weil Sie Wissenschaftlerin sind, nehme ich an. Sie wissen eigentlich, dass die dunkle Magie aus dem Wald kommt. Hoffe ich.« Die Beamtin wirkt nicht nur strenger als zuvor, sondern auch irgendwie ängstlich angespannt. Sie wartet ein Nicken meinerseits ab. »Das wäre sonst eine Katastrophe! Das hieße, dass wir der dunklen Magie nicht entfliehen könnten, nicht wahr? Wenn wir sie von der Erde mitgenommen hätten?«

Ich denke noch zu wenig im Flucht-Szenario, stelle ich fest. Den Gedanken hatte ich nicht. »Ich denke nicht, dass es das heißt. Selbst im unwahrscheinlichen Fall, dass wir die Erkrankung von der Erde mitgenommen haben sollten, heißt das nicht, dass wir den selben Fehler nochmal begehen müssen. Es wäre bloß sehr wichtig, dass wir gründliche Untersuchungen anstellen, wen wir mitnehmen können.« Ich hasse es, diese grauenvolle Aussage zu tätigen, aber auf dieses Mindset habe ich mich mit meinem ersten Beruf eingelassen.

»Bitter, aber wahr.« Die Beamtin nimmt einen frischen Bogen Rindenpapier. »Ich setze Forschung über dunkle Magie mit auf Ihre Liste. Ich möchte, dass Sie herausfinden und hoffentlich ausschließen können, dass die dunkle Magie schon vor der Landung auf der Esde existiert hat.«

Mir bleibt einen Moment die Luft weg. Das ist grandios! Ich muss nicht heimlich nebenher versuchen, meinem Hauptinteresse nachzugehen, sondern es ist mein Auftrag! »Sehr gern«, sage ich, als wäre es nicht gerade gefühlt mein Geburtstag. »Zum anderen Thema, bezüglich des Verlassens der Esde, wüsste ich gern weitere Details zum Vorgehen. Die Recherche würde sehr verschieden ausfallen abhängig davon, ob wir bei Null anfangen oder nicht, und davon ... so ein Unternehmen ist sehr vieldimensional, wo es am meisten mangelt.«

»Das technische Know-How fehlt uns vor allem«, eröffnet die Beamtin.

»Raumfahrttechnik?« Ich kann nicht vermeiden, die Augenbrauen skeptisch zu heben. »Sie trauen mir ja was zu! Denken Sie, dass ich ohne weitere Ausbildung ein tiefes Verständnis davon erlangen kann?«

»Wir stellen Ihnen eine Informatikerin zur Seite.« Die Beamtin blättert in einem Kalender. »Ich werde Sie nächste Woche miteinander bekanntmachen. Inger Wießner ist ihr Name.«

»Eine?« Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Erdler damals das Raumschiff mit nur einer Person mit Computer-Kenntnis startklar bekommen haben.

»Die beste. Und zugegebenermaßen gibt es in dieser Stadt derzeit auch bloß drei«, teilt die Beamtin mit. »Sie ist nicht infiziert, die anderen beiden leider schon. Sie glaubt, dass helle Magie uns bei einem Start helfen kann.«

Ich nicke. »Ich glaube, sie muss es. Das ist eine der energiereichsten Ressourcen, die wir hier haben.«

Die Beamtin lächelt. »Wegen solcher Einschätzungen glaube ich, dass Sie hervorragend für die Arbeit geeignet sind.«



Ich muss zugeben, dass das Lob ein Gefühl in mir anregt, das ich selten habe, und das ich deshalb nicht gleich benennen kann. Es ist Stolz. Aber es schwimmt in einem See aus Angst, mein Doppelspiel nicht gut hinzubekommen oder gnadenlos an der Aufgabe zu scheitern.

Nun gut, die Menschheit von der Erde wird auch nicht an einem Wochenende geplant haben, wie sie den Planeten verlassen kann. Von mir wird sicher nicht allzu bald eine Antwort erwartet.

Meine Hauptarbeit, Schulbücher zu schreiben, wirkt, als würde sie zu einem Nebenjob verkommen und durch eine Aufgabe ersetzt werden, die mich zwar mit weniger Ekel gegen mich selbst, aber dafür mit großer Angst erfüllt. Außerdem vermute ich, dass ich dadurch regierungsnäher arbeite, und auch das ist etwas, was ich eigentlich vermeiden wollte. Und zu guter Letzt bekomme ich eine Kollegin, mit der ich zusammenarbeiten soll. Ich hatte gehofft, eigenbrötlerischer recherchieren zu können.



Ein junger Praktikant führt mich durch den Südeingang ins Raumschiff. Es ist ein Loch, das des Nachts von einem runden, massiven Metalldeckel verschlossen wird. Dafür, dass er über dreihundert Jahre alt ist, sieht er erstaunlich gut aus.

Der Gang ist nicht groß, aber der junge Mann und ich haben nebeneinander Platz. Der Boden ist aus Holz. Das macht mich stutzig. »Ist das Original? Das Material sieht aus wie Waldholz.«

»Es lag hier Teppichboden aus«, erklärt der Praktikant. »Hier an der Ecke ist eine Stelle erhalten.«

Ich sehe den schmalen Gang hinab, den er mir zeigt. Der Teppich ist hellblau und aus Wolle, aber geschlängelte Pfade fehlen darin, die wie große Holzwurmritzen aussehen. »Schafswolle?«

»Ich glaube, schon.« Der Praktikant liest ein Schildchen. »Ja. Schafswolle, geknüpft. Er war auf Haltbarkeit ausgelegt, aber die Baumschlangen haben ihn zerfressen.«

»Die Baumschlangen?«

Der Wald auf diesem Planeten verteilt sein Erbgut, indem die Jungbäume sich über den Waldboden bewegen und sich woanders niederlassen, wo sich ihre Wurzeln mit dem Wald neu verbinden. Diese beweglichen Bäume werden auch Baumschlangen genannt. Aber ich habe nie davon gehört, dass sie Wolle fressen.

Der Praktikant setzt sich wieder in Bewegung. »Ja, am Anfang sind sie in das Raumschiff eingedrungen und haben gefressen, was nicht schnell genug weglaufen konnte«, erklärt er. »Ich vermute, damals hat es schon Infektionen gegeben, auch wenn es keinen Biss dafür braucht. Die Anfangszeit war dunkel und kaum jemand hat etwas aufgeschrieben.«

Er hat mich einen weiteren Gang entlang geführt und biegt nun in einen Raum ein, über dem Bibliothek in der alten lateinischen Schrift auf einem Schild prangt, das verdächtig nach Milchglas aussieht. Es hat wenig Kontrast. Ich vermute, dass das Glas mal geleuchtet hat.

Ich habe Jahre auf diesen Moment hingearbeitet und für einen Moment bin ich enttäuscht. Ich kann nicht so recht greifen, warum. Ich habe keinen mystischen Ort erwartet und auch keine riesigen Hallen voller Bücher. Der Raum hat immerhin einige Regale. Bügel aus Metall sind unten und oben vor die Bücher geklappt. Natürlich: Die Bücher bleiben ohne Gravitation sonst nicht an ihren Plätzen.

Allein, wenn ich mir vorstelle, den Rest meines Lebens ohne Gravitation durch das Weltall zu reisen, zwischen mir und dem Nichts nur eine dicke Metallwand, wird mein Mund ganz trocken und mein Magen fühlt sich wie

neben mir an. Ich hätte diesen Raum gern ohne die Vorstellung kennenengelernt, dass es nicht nur die älteste, sondern auch die einzige Bibliothek in meinem Leben werden könnte.

Dann wiederum: Wenn die Rakete die Esde wieder verlassen wird, werde ich nicht dabei sein, sofern ich nicht einen Weg finde, von meiner Infektion vollständig zu heilen.

Der Praktikant zeigt mir ein Regal mit gefühlt tausenden langen Registerschubladen, in denen Dias eingehängt sind. Er zeigt mir, wie ich den Projektor betätige, der mit Lichtmagie funktioniert. Ich wundere mich, weil ich immer dachte, Licht könne nicht gespeichert werden, aber es gibt ein Spiegelleitsystem, das genügend Licht von der Lichtwacht hierherleitet, die ohnehin um und im Raumschiff verteilt steht.

»Was heißt eigentlich, dass ich für den Wohnbereich Zulassungstyp F habe?«, frage ich.

»Oh!« Der Praktikant holt ein Büchlein hervor, aber noch bevor er hineingesehen hat, antwortet er. »Sie dürfen unter Aufsicht einer Lichtwacht von Rang 0 oder 1 den Wohnbereich besichtigen. Sie dürfen nichts mitnehmen, aber alles ansehen.« Er schlägt im Buch nach und liest einige Namen von Lichtwachten vor, die dafür heute in Frage kämen, mich zu begleiten.

»Jastus!«, wiederhole ich. »Ist erlaubt, dass es eine Freundin ist?«

»Muss ja niemand wissen.« Der Praktikant grinst. »Aber ist auch erlaubt, glaube ich. Soll ich nach Jastus schicken?«

»Gern!« Ich schaue die Regale entlang und beginne etwas zu realisieren. »Die Bibliothek darf ich unbeabsichtigt betreten?« Das war mir gar nicht klar! Ich hatte damit gerechnet, dass der Praktikant in einer Ecke zusehen würde.

»Ja, klar! Das ist doch Ihr Job!« Er wendet sich ab, aber am Eingang, der auch rund ist, dreht er sich noch einmal um. »Oder glauben Sie, so ein unerfahrener Praktikant wie ich hätte mehr Rechte als Sie?«



Ich fühle mich sofort entspannter, als ich allein bin. Mir guckt niemand über die Schulter. Ich kann mich selbst zurechtfinden lernen.

Für die Dia-Bücher gibt es ein paar übergeordnete Dias: Ein Verzeichnis mit bloß Titeln und ein alternatives Verzeichnis, in dem zusätzlich zu den Titeln noch ein kurzer beschreibender Text steht. Das Wikipedia-Buch ist hier nicht dabei. Das finde ich interessant. Ich dachte, die Menschen von damals haben wichtige Quellen, die auf der Erde nicht in gedruckter, sondern bloß elektronischer Form vorlagen, ebenfalls in Dias geschrieben, weil die Lebensdauer von Dias unbegrenzt ist, die von Computern, um elektronische Bücher zu lesen, aber nicht. War das Buch den Menschen damals doch nicht wichtig genug?

Stattdessen finde ich viele Fachbücher und ein sehr ausführliches Lexikon verzeichnet. Letzteres ist viel schwerer zu lesen als das Wikipedia-Buch, wie ich exemplarisch an einem Abschnitt über Währungen feststelle. Irritierend.

Ich lese im Lexikon über Wikipedia nach und lerne, dass Wikipedia als Quelle einen schlechten Ruf hatte, verstehe aber nicht so recht, warum. Weil die vielen Leute, die das Wissen zusammengetragen haben, nicht so verlässlich waren, wie wenige Einzelpersonen, die dafür bezahlt wurden, also ein anderes Interesse dabei hatten, als Wissen zusammenzutragen?

Ich merke, dass ich mich in ganz anderen Fragen verloren habe und versuche, mir einen Überblick über den Rest der Bibliothek zu verschaffen, um darauf aufbauend zu planen, wie ich bei den Recherchen wenigstens halbwegs systematisch vorgehe. Ich weiß nicht, wieviel Zeit ich bereits hier verbracht habe, aber ich schaue mich um, weil ich das vage Gefühl habe, die Krähe könnte mir hierher gefolgt sein. Aber mir fällt nichts Ungewöhnliches auf.

Ich bewege mich die Regalreihen entlang und betrachte die alten Bücher.

Mir fällt auf, dass weiter hinten in der Bibliothek das Waldholz aufhört und der Teppich zum Vorschein kommt. Hier ist er heile. Auch die Bücher, die weit unten in den Regalen stehen, sind unberührt und heile. Ganz hinten stehen einige Bücher in Glaskästen. Sie lassen sich einfach öffnen, aber ich habe Hemmungen. Wahrscheinlich sollen die Bücher hier vor Feuchtigkeit geschützt werden. Aber reicht dafür Glas?

Ich habe den Eindruck, dass sich der Raum aber insgesamt sehr trocken anfühlt. Ob es ein immer noch funktionierendes Filtersystem gibt? Aber wie? Ich beschließe, die Bücher hinter Glas erstmal dort zu belassen.

Mein Blick bleibt an einem Regal hängen, das nicht voll ist und in dem die Bücher anders aussehen. Sie sind verschiedener, aber auch verspielter? Einige sind Ringbücher. Sie sehen fast alle sehr zerlesen aus.

Über dem Regal sehe ich den Schriftzug ›Tagebücher‹. Das erklärt es. Und, bei der alten Erde, das sind die Erstquellen, die ich unbedingt erforschen möchte.

Ich schaue, ob sie irgendwo beschrieben oder gelabelt sind, um mich für eines zu entscheiden, aber ich finde nur Namen mit Geburts- und Todesdatum. Sonst nichts.

Die Jahre sind in der Zeitrechnung nach Christus angegeben. Ich schließe die Augen, um mich daran zu erinnern, wie sich das umrechnet. Anschließend schaue ich nach Büchern, die kurz vor der Ankunft geschrieben worden sind. Davon suche ich mir eines mit kurzer Lebensdauer aus. Anna Schneider ist gerade mal 17 geworden, und als ich die letzten Seiten überfliege, klingt es für mich nach ausgearbeiteten Suizidplänen.

Damit möchte ich mich konfrontieren. Es erscheint mir ein vielversprechender Anfang, von einer Person zu lesen, die nach meiner Theorie hochgradig infektionsgefährdet war. Ich stelle einen Platzhalter in die Lücke, drehe mich um und stehe unmittelbar Jastus gegenüber.

Ich lasse fast das Buch fallen und springe einen halben Satz zurück. »Wie lange bist du schon hier?«

»Eine Weile.« Jastus grinst.

Ich liebe Jastus, gerade spüre ich es ganz deutlich. Ich falle ihr um den Hals und sie erwidert die Umarmung. Ihr Körper ist warm.

»Ist etwas passiert?«, fragt sie.

Schon, denke ich. Aber ich habe ihr nicht erzählt, dass ich infiziert bin, also erzähle ich ihr auch nichts von der Krähe oder davon, dass mir die Kontrolle über meine Erkrankung im Moment entgleitet. »Ich darf endlich ins Raumschiff!«

»Das macht mich sehr froh.« Jastus löst die Umarmung auf.

Sie überragt mich um einen Kopf. Ihre Kleidung ist weiß wie bei allen Lichtwachten – nicht, weil es eine Uniform wäre, sondern weil der Stoff über die Zeit ausbleicht, wenn sie Nächte hindurch UV-Licht ausstrahlen.

Jastus nimmt mir das Tagebuch aus der Hand, öffnet die erste Seite und liest die wenigen Worte, mit den Fingern unter den Buchstaben entlangfahrend. »Da stehen die Koordinaten drin, wo Anna geschlafen hat. Willst du es dir ansehen?«

»Auf jeden Fall!« Ich stelle mir vor, die Zeilen in dem Raum zu lesen, wo sie vermutlich entstanden sind. Vielleicht kann ich mich dadurch dann noch besser in das Leben der letzten Jahre an Bord hineinfühlen.

Ich folge Jastus durch die Tür. Die große Frau muss sich durch die runden Löcher zwischen den Gängen bücken, um sich nicht zu stoßen. »Gab es damals keine Leute, die so groß waren, wie ich?«, flucht sie. »Das denke ich jedes Mal, wenn ich irgendwen hier entlangführe.«

»Sie haben sich waagrecht bewegt«, wende ich ein. Meine Finger gleiten über die Griffe in den Wänden, an denen man sich entlanghangeln und abstoßen konnte. Der zerfressene Teppich ist wohl nur vor und nach der Reise wirklich relevant gewesen.

Wir steigen eine schmale Treppe hinauf in einen Bereich des Raumschiffs, der über mehrere Stockwerke hinweg fast nur beengte Wohnräume beinhaltet. Ich habe es mir irgendwie größer vorgestellt. Aber zum einen haben in diesem Raumschiff nur etwa die Menge Menschen Platz gehabt, die in ungefähr zwei Schulen in die Klassenräume passen würden, und zum anderen sind die Schlafräume mit je sechs Betten wirklich winzig. Es gibt auf jedem Stockwerk

einen ebenfalls kleinen Essens- und Gemeinschaftsraum mit ein paar Tischen. An den hölzernen Tischbeinen, die mit dem Boden verschraubt sind, sehe ich dann wieder zahnlose, fast armdicke Bissrillen oder Aussparungen wie jene im Teppich.

Jastus führt mich aber ein paar Stockwerke hinauf zu einem bestimmten Schlaufraum, über dem die Koordinaten aus dem Tagebuch angebracht sind. Die einzelnen Stockwerke sind barrierefrei und es gibt auch einen Aufzug, um die Stockwerke zu wechseln, aber er ist nicht in Betrieb.

Der Raum, in dem Anna geschlafen hat, hat keine Fenster. Ich stelle mir das Leben hier grauenvoll und unerträglich vor. »Wie haben die Menschen das überlebt?« Ich stelle die Frage leise, mehr mir selbst.

Jastus legt sich auf eine der Matrasen, die immerhin gerade ausreichend lang für sie ist. Sie tastet nach den Gurten. »Bedrückend. Haben sie sich hier nachts festgurgurtet, damit sie nicht wegschweben?«

»Nachts?« Mir geht ein Licht auf. »Ich nehme an, sie haben in Schichten geschlafen. Dann war der Raum vielleicht nie voll belegt. Oder vielleicht waren sogar Betten mehrfach belegt.«

»Oder es wurden mit Sonnenlichtlampen Tagesrhythmen nachgeahmt«, schlägt Jastus vor.

»Könnte auch sein. Ich will das alles unbedingt wissen!«

Ich suche Annas Bett, das das mittlere gegenüber von Jastus ist. Ich kann mich gerade so hineinsetzen, aber würde ich meinen Rücken durchstrecken, würde mein Kopf am Bett über mir anstoßen. Ich schlage das Tagebuch auf und lese passenderweise die Worte: »Ich sitze im Bett. Zwei Quadratmeter eigener Boden. Sonst nichts.« Das legt zumindest nahe, dass Betten nicht auch noch geteilt wurden.

»Ich nehme an, es ist keine erbauliche Lektüre?« Jastus verschränkt die Arme hinter dem Kopf.

Ich sehe erschreckt auf. Wie konnten mich diese paar Worte bereits so in eine andere Zeit ziehen, dass ich Jastus schon halb vergessen habe. »Überhaupt nicht«, stimme ich zu. Ich sehe zu Jastus entspannter Gestalt, die mir irgendwie unwirklicher vorkommt.

»Wenn du möchtest, kannst du laut lesen«, schlägt sie vor. »Oder leise, ganz wie du willst.«

»Fragst du, weil du lieber etwas Leichtmütiges hören möchtest?« Meine Hand streicht über die Bettwäsche, die erstaunlich gut erhalten ist. Die Matratze fühlt sich durchgelegen an, obwohl hier die meiste Zeit wahrscheinlich kein Menschengewicht mittels Gravitation hineingedrückt hat.

Jastus schüttelt den Kopf. »Wenn ich mir Bücher aus der Bibliothek ausleihe, sind es tatsächlich oft Schauermärchen. Und die lateinische Schrift fällt mir schwer zu lesen, also komme ich selten in den Genuss der Lektüre aus der Ältesten Bibliothek. Lies ruhig!«

Ich atme tief und blättere durch das Tagebuch. Anna hat erst mit 15 zu schreiben angefangen und auch nicht jeden Tag geschrieben. Die Schrift ist groß, dünn, etwas nach links geneigt und ordentlich. Ich lese die Seiten quer und picke schließlich einen der letzten Texte heraus, die noch nicht nach konkreter Suizidplanung klingen.

»Drei gute Dinge des Tages. Drei, nur drei. Herr Kamiński hat mir diese Übung nochmal ans Herz gelegt. Ich wünschte, Therapeut*innen würde was Realistischeres einfallen.«

Therapeut*innen? Es hat an Bord Psychotherapeut*innen gegeben, wird mir klar, und zwar nicht nur als Mitreisende, sondern welche, die ihren Beruf auf der Reise ausgeübt haben. Oder war es eine Person, die die Kompetenz hatte und es aus Freundlichkeit getan hat? So klingt der zweite Satz aber nicht.

»Mir fällt leider überhaupt nichts ein. Das Essen hat mir nicht geschmeckt. Ich habe keinen Appetit. Ich habe keine Lust auf die Leute hier. Auf niemanden. Ich habe mich mit Mama nochmal gestritten. Ich will hier weg. Am liebsten würde ich einfach die Tür aufmachen und dass wir alle hier herausgesogen werden und Ende!«

Ich merke gar nicht, wie ich aufhöre, laut vorzulesen. Als wäre es zu schlimm, um ausgesprochen zu werden. Eigentlich, stelle ich fest, möchte ich auch lieber ohne Jastus hier sein. Der Gedanke, dass Jastus hier ist, hält mich davon ab, mich voll in den Text zu stürzen. Und ich muss ständig

gegen den Wunsch ankämpfen, mich mit ihr zu unterhalten, statt meine Arbeit zu tun.

Anna Schneider hat tatsächlich Fantasien, bei denen ich im Zusammenspiel mit einer Infektion mit dunkler Magie zusammen fatale Symptome erwarten würde.

Ich blättere im Tagebuch weiter, als ich allein bin. Hier geht es schon darum, wie sich Anna umbringen wollte. Zwischen ihren Plänen finden sich aber auch noch ein paar Seiten, die die Stimmung auf dem Raumschiff beschreiben.

»Niemand lächelt je. Oder wenn, dann hysterisch. Meine Schwester versucht es manchmal, aber es ist so unecht. Sie ist innerlich schon längst verdorrt. Ich habe sie mal geliebt. Nun bedeutet sie mir nichts mehr. Und ich bedeute ihr auch nichts. Ich habe ihr von meinen Plänen erzählt. Sie hat darauf die Schultern gezuckt und gemeint, interessiert sie nicht. Ich habe sie gefragt, ob sie mich noch liebt. Aber hier liebt niemand niemanden mehr. Die ständige Nähe führt dazu, dass Nähe als etwas Schreckliches empfunden wird. Dadurch ist Liebe in diesem Raumschiff nicht mehr möglich.«

Es muss so schrecklich gewesen sein. Ich spüre mich voll in dieses Mindset hinein und weiß einfach, dass ein Verlassen des Planeten keinen Sinn ergibt. Die dunkle Magie ist nicht die schlimmere Wahl als das!

Natürlich weiß ich nicht sicher, ob Anna Schneider nicht Symptome verschwiegen hat, aber so ehrlich wie der Text an manchen Stellen ist, vermute ich, hätte ich es bis jetzt herausgelesen: Anna Schneider hat sich schlimmer gefühlt als die meisten meiner schwer erkrankten Patient*innen, aber keine Symptome dunkler Magie gehabt.

Mir kommt der Gedanke, dass ein Tod durch dunkle Magie vielleicht nicht so viel anders ist als ein Suizid.

Von diesem Planeten zu fliehen, erscheint mir jedenfalls noch aus einem weiteren Grund keine Lösung. Wenn auch nur eine infizierte Person an Bord ist, was sich schon bei tausend Menschen sicher nicht vermeiden lässt, wird die Infektion hier wie die leckende Dunkelheit des Waldes alle erfassen. Sie werden dahinsiechen und sterben, innerhalb kürzester Zeit.

Eine Seite weiter sieht die Schrift viel ordentlicher aus, als handele es sich um etwas Wichtiges.

»Ich lese die ersten Zeilen meines Tagebuchs noch einmal ...«

Ich lege den Finger ins Buch, um dasselbe zu tun, und danach hierhin zurückzuspringen.

Auf der Seite nach der mit den Koordinaten steht nur ein einziger Spruch, der mir wohlvertraut ist:

Wo's Schatten gibt, vergiss das nicht, gibt's ganz bestimmt auch Licht, sonst gäb es ja den Schatten nicht.

Mama hat ihn mir manchmal aufgesagt, wenn ich sehr niedergeschlagen war.

Ich schlage das Buch wieder auf der Seite auf, wo ich vorher war, um weiterzulesen.

»Ich habe mir eine Variante ausgedacht: Wo's Leben gibt, vergiss das nicht, gibt's ganz bestimmt auch Tod, sonst gäb es ja das Leben nicht.«

Ich schlucke. Das ist ein schöner Spruch. Er macht auf eine finstere Art Hoffnung in mir. Ich merke, wie mir die Tränen in die Augen steigen, während ich die letzten Zeilen des Tagebuchs lese:

»Die Variante gibt mir ein gutes Gefühl. Denn das heißt, wenn ich sterbe, dann habe ich auch gelebt. Sonst hätte es ja keine Möglichkeit gegeben, zu sterben.«

Ich blättere um, aber alle weiteren Seiten sind leer.

Ich lasse mich vom Bett herab und möchte den Raum verlassen, hadere an der Tür, als hätte ich irgendetwas vergessen. Ich blicke mich um, ob ich vielleicht eine Tasche abgelegt habe, aber der Raum wirkt nicht, als wäre hier etwas, was hier nicht hingehört.

Als ich die Treppe erreicht habe, erinnere ich mich, was fehlt: Jastus.

Jastus!

War mein Wunsch, das Tagebuch allein lesen zu wollen, so stark, dass ich meine beste Freundin verschwinden lassen habe?

Ich drehe auf dem Absatz um und gehe zurück, aber der Raum sieht aus, wie ich ihn verlassen habe. Ich sacke zu Boden.

Offenbarungen

»Ist es dunkle Magie?«

Jastus' Stimme dringt durch eine dicke Nebelwand aus Panik in mein Gehirn vor. Ich sehe wieder in den Raum mit den sechs Stockbetten.

Jastus schwingt die Beine über die Bettkante der Liege, auf der sie sich vorher hingelegt hat, und kommt zu mir herüber. »Ich weiß, du möchtest sicher deinen ersten Tag im Raumschiff voll auskosten, aber ich glaube, eine Pause bei einem Kaffee auf meinem Dach wird uns beiden guttun.«

Ich nicke, ohne es wirklich zu registrieren, kann keinen klaren Gedanken fassen. Jastus ist da? Ich folge ihr und bekomme vom Weg dabei nicht so viel mit.

Jastus wohnt knapp zehn Gehminuten vom Raumschiff entfernt in einem Haus mit einem Garten auf dem Dach. Hier baut sie eigenen Kaffee an, der Dank ihrer Lichtmagie blüht. Sie pflückt einige der reifen Früchte von den Kaffeepflanzen, während ich auf ihrem Dachsofa im warmen Sonnenlicht einer nur einen Häuserblock entfernten Lichtwacht sitze und mich vom Schrecken erhole. Ich weiß, man soll nicht direkt in Lichtwachten schauen, wenn sie leuchten, aber mein Blick haftet unverwandt auf der strahlenden Gestalt, bis Jastus in mein Sichtfeld tritt.

»Lass uns reden.« Jastus bringt eine Kanne Wasser mit der bloßen Hand zum Kochen und schüttet sie in eine Stampfkanne mit gemahlenem Kaffee.

Ich nicke und frage mich, wie ich dieses Gespräch eröffnen kann. Jastus ist wohlbehalten wieder da und viel gefasster als ich, obwohl sie mit meiner dunklen Magie in Berührung gekommen ist, auf drastische Art, und sie sich überdies vor dunkler Magie fürchtet. Ist das wirklich Jastus? Aber mein

Wissenschafts-Ich hat eine Frage formuliert, die unbedingt ausgesprochen werden möchte: »Wie war es, weg zu sein? Wie hat es sich angefühlt?«

»Ich war nicht weg, du hast mich nur nicht wahrgenommen«, beruhigt mich Jastus.

»Das klingt, als wäre auch in deiner Wahrnehmung ein Loch, sodass sich deine Erinnerung von vor dem Verschwinden zu der danach nahtlos zusammenfügt«, folgere ich.

Jastus runzelt die Stirn und setzt sich neben mich aufs Sofa in einen gedrehten Schneidersitz, sodass sie mich ansehen kann. »Ich war nicht weg, Venke.«

»Doch«, beharre ich. »Meine dunkle Magie bewirkt, das Dinge verschwinden. Du hast es nur anscheinend nicht mitbekommen.«

»Ich habe alles mitbekommen, ich war nicht weg. Du hast ...« Jastus hält inne. »Deine dunkle Magie? Du bist infiziert?«

Ich dachte, wir wären nun hier, weil sie das herausgefunden hat. Aber wenn Jastus nichts von ihrem Verschwinden mitbekommen hat, dann hätte ich es nicht offenbaren müssen. »Das wollte ich nicht«, murmele ich und sage dann lauter: »Ich wollte nicht, dass du es weißt. Du bekommst durch dieses Wissen jetzt Schwierigkeiten.«

Jastus Körper verliert alle Spannkraft. »Das ist das geringste, worum ich mich Sorge. Du bist ... ich will dich nicht verlieren, Venke. Kannst du dich heilen? Moment. Du lässt Dinge verschwinden? Das Symptom kenne ich bisher nicht, sondern nur, dass man selbst verschwindet. Bist du sicher, dass dir nicht bloß unter dem Stress, dem du dich aussetzt, mehr Dinge verloren gehen und du nur denkst, dass es dunkle Magie ist?«

Ich schüttle den Kopf. »Es ist sicher, dass es eine Infektion ist. Es hinterlässt für eine Weile schwarze Löcher, wenn ...« Ich erinnere mich an die Situation im Raumschiff zurück. »Anscheinend nicht immer. Als ich dich verschwinden lassen habe, hat es keine solche Erscheinung gegeben.«

»Venke, ich wiederhole mich, aber ich war nicht weg! Ich habe die Fähigkeit, nicht wahrgenommen zu werden«, eröffnet sie mir. »Ich wollte dich fragen, ob du das für dunkle Magie hältst, und weil du nicht nur sehr

erschreckt, sondern auch krass schockiert warst, dachte ich, du hast das schon geschlossen.«

Wie vom Donner gerührt sitze ich da. Die Offenbarung meiner Freundin trifft mich auf verschiedenen Ebenen. Erstmal bin ich erleichtert, dass ich sie wirklich nicht habe verschwinden lassen. Dann bin ich verblüfft darüber, was sie mir da gesteht. Sie hat Sorge, selbst infiziert zu sein, aber ist sich nicht sicher.

»Ich verstehe nun, wo dein Schock eigentlich herkommt. Und es trifft mich tief«, sagt sie. »Aber eigentlich wollte ich dir nur zeigen, dass ich eine merkwürdige Magieform habe, von der ich mich schon lange gefragt habe, ob es dunkle Magie ist. Und du bist Ärztin, daher dachte ich, ich vertraue mich dir an und frage dich mal.« Verschämt fügt sie hinzu: »Ich kann dich nicht in Anderts bezahlen und mag nicht, wenn man sowas einfach als Freundschaftsdienst fordert, daher schiebe ich es schon eine Weile vor mir her.«

Jastus wendet sich der Stampfkanne zu und presst den Griff nach unten. Der Kaffee riecht wundervoll, als sie ihn eingießt. Obwohl Papa den Kaffee von ihr bezieht, schmeckt er hier bei ihr irgendwie noch edler.

Ich wechsele in meinen Modus als Ärztin. »Darf ich mir deine Arme ansehen?«

Jastus stellt die Kanne wieder ab und streckt mir ihre Arme entgegen. Ich schiebe ihre luftigen Ärmel nach oben und untersuche die Adern. Keine davon ist ungewöhnlich dunkel. Bei meinen Patient*innen habe ich selbst ohne ihre Arme anzusehen bei jeder Begegnung schon ein Gefühl von etwas Dunklem. Bei Jastus nicht. »Hm«, sage ich. »Ich halte für möglich, dass es sich nicht um dunkle Magie handelt. Beschreibe mir genauer, wie es sich anfühlt und was du dabei denkst.«

»Eigentlich nichts Besonderes.« Jastus nimmt sich ihren Kaffeebecher und lehnt sich zurück, während sie mich aufmerksam beobachtet. Nachdem sie einige Zeit nachdenken konnte, sagt sie: »Eigentlich ist es umgekehrt. Wenn ich wahrgenommen werden will, denke ich, dass ich mich präsentieren und zeigen muss. Sonst sieht mich niemand.«

»Also, wenn du nicht aktiv möchtest, dass ich dich sehe, nehme ich dich nicht wahr?« Was Jastus beschreibt, klingt wie nichts, wovon ich schonmal gehört hätte. Außer vielleicht ... »Seit wann hast du das?«

»Schon immer.« Diese Antwort kommt prompt. »Ich dachte früher, das wäre bei allen Menschen so. Ich habe mich gefragt, warum so viele Menschen gesehen werden wollen, wenn sie durch die Straßen gehen, oder ob in Wirklichkeit viel mehr Menschen unterwegs sind, als ich wahrnehme.«

Ich grinse unwillkürlich für einen Moment. »Wie hast du herausgefunden, dass es bei anderen anders ist?«

»Ich weiß es nicht mehr genau.« Jastus nippt an ihrem Kaffee. »Nach und nach. Ich habe mich nicht getraut, darüber zu reden, weil ich schon mitbekommen habe, dass ein Symptom dunkler Magie ist, selbst zu verschwinden. Aber es hat sich anders angefühlt bei mir. Ich hatte Angst, dass man mich wegsperrt, und ich wusste irgendwie, dass das nicht nötig ist, sondern ungefährlich, was ich habe. Aber allmählich bin ich mir doch nicht mehr so sicher.«

Ich greife endlich auch nach meiner Tasse und atme den Geruch ein. Dabei schließe ich einen Moment die Augen und fühle einfach das Sonnenlicht in meinem Gesicht. Es ist schön hier bei Jastus. »Es ist sehr untypisch für dunkle Magie«, sage ich schließlich. »Wie du schon sagst: Es klingt, als würdest du gar nicht verschwinden, sondern nur nicht wahrgenommen werden.«

»Genau.« Jastus wirkt nicht glücklich und seufzt. »Das war anders, als meine beste Schulfreundin damals verschwunden ist. Sie hat sich irgendwann einfach aufgelöst und war nicht mehr da.«

Ich verlasse mein Ärzt*innen-Mindset und fühle mich hinein, was Jastus durchgemacht haben muss. »Hast du deshalb so große Angst vor dunkler Magie.«

Jastus nickt sorgenvoll. »Ich will dich nicht verlieren. Was kann ich tun, um dir zu helfen?«

»Dich nicht verrückt machen«, antworte ich. »Ich glaube, dunkle Magie erfasst den Körper mehr, wenn die Sorgen größer sind.«

»Wie lange bist du schon infiziert?«, fragt Jastus.

»Seit der Kindheit. Als ich neun war, ließ es sich nicht mehr verbergen. Es war eine dunkle Zeit.« Ich sage es so trocken, als würde es mich nicht berühren. »Aber ich bin noch nicht fertig mit meiner Analyse deiner Magie. Denn auch, wenn sie sehr anders aussieht, gehört das Verändern der Wahrnehmung anderer durchaus unter typische Symptome. Dabei geht es meistens eher darum, dass andere etwas Verstörendes wahrnehmen, was nicht da ist, aber verstört hat mich dein Verschwinden schon.«

Jastus zögert mit einem schiefen Grinsen, bevor sie mich korrigiert. »Ich bin nicht verschwunden.«

»Ich weiß.« Ich nehme einen Schluck Kaffee und merke, wie ich ruhiger und gelassener werde. »Ich muss dir leider sagen, dass ich es nicht klar einordnen kann. Sicher gibt es auch Graubereiche. Möchtest du sehen, wie es bei mir aussieht?«

Jastus nickt. »Ich bin für dich da. Ich möchte alles sehen, was du bereit bist, zu teilen.«

Vielleicht sollte mich das sehr berühren, dass sie so sehr für mich da sein möchte. Aber stattdessen merke ich, wie sich etwas in mir zurückzieht, um eben nicht gesehen zu werden.

Trotzdem schiebe ich meinen Ärmel hoch und zeige die sich bewegenden, dunklen Linien unter der Haut, die so dicht darunter liegen, dass sie diese wölben. Nach dem Vorfall im Raumschiff sind sie um einiges aktiver geworden, als sie es heute morgen noch gewesen sind. »So in der Art sehen üblicherweise die ersten Symptome aus. Nicht so stark. Und die hast du nicht.«

Jastus sieht den Würmern furchtlos zu.

Ich hätte Ekel und Schrecken bei ihr erwartet, aber stattdessen nimmt sie meinen Arm und streichelt über die Haut. Ihre Hände leuchten dabei und fühlen sich angenehm warm an.

Ich schließe die Augen und gebe mich dem Glauben hin, dass es hilft. Aber als ich sie wieder öffne, ist kein Unterschied zu sehen.

»Glaubst du, dass es für dich eine Heilung gibt?«, fragt Jastus.

Ich will ihr so gern Mut machen. Aber ich möchte ehrlich sein. »Es ist brenzlich. Der derzeitige Stand der Forschung sagt, nein. Aber ich habe meine Lebenserwartung damit schon weit überschritten und habe die Hoffnung, einen Heilungsweg zu finden.«

Ich sehe, wie sich Jastus' Augen mit Tränen füllen. Sie wendet ihren Blick von mir ab und über die Häuserdächer hinweg.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich entziehe ihr meinen Arm und nehme stattdessen ihre warme Hand in meine.

»Fängt es immer mit dem Kram in den Armen an?«, fragt Jastus schließlich. »Oder gibt es Fälle, in denen es anders verläuft.«

»Mir ist nur einer bekannt«, sage ich. »Und jetzt, wo ich von deiner Ausprägung höre, frage ich mich, ob das auch ein Graubereich war. Ich weiß darüber zu wenig. Ich habe noch nichts davon gehört. Aber helle Magie ist eindeutig anders.«

Jastus nickt. »Das ist sie. Sonst hätte ich es sicher nicht so sehr verborgen all die Jahre.«

Wir schweigen einen Moment. Jastus nimmt sich wieder ihren Kaffeebecher und schaut in die Ferne. Sie wirkt ruhiger, aber immer noch traurig. »Wie ist der Fall verlaufen, der anders war? Hatte er Ähnlichkeiten mit meinem?«

Ich habe so lange nicht mehr daran gedacht. Oder eher so, wie ich Jastus nicht wahrgenommen habe, die aber trotzdem da war. Der Fall hat mich immer begleitet, ist mir immer präsent, aber ich schaue nicht hin.

Als ich mich jetzt nochmal zurückversetze in die Situation, in der Jastus verschwunden ist, wird mir klar, dass ich nämlich nicht ein leeres Bett gesehen habe. Es war nur so normal, so wie es sein sollte, wenn niemand da ist, der da nicht hingehört.

Ich merke, wie sich meine Wahrnehmung ungenau anfühlt, wenn ich in die Situation zurückdenke. Ich mag es nicht. Es erinnert mich zu sehr an meine nebelige Wahrnehmung, wenn mich die dunkle Magie zu sehr einholt und mein Gehirn verdunkelt.

Ich erinnere mich nicht gern an den Fall zurück. »Meine Schwester. Der andere Fall ist meine Schwester.«

»Du musst nicht davon erzählen, bei der Erde!« Jastus stellt den Kaffebecher weg und bietet mir eine Umarmung an.

Ich schüttele den Kopf. »Ich habe sie damals verloren.«

»Es muss so schlimm für dich gewesen sein. Du hast mir nicht einmal erzählt, dass du eine Schwester hattest!«, sagt Jastus.

Der Wind weht und raschelt in den Blättern einer Birke in einem nahen Park. Ansonsten ist es ruhig.

»Ich hatte eine Schwester. Ich habe sie am selben Tag verloren wie meine Eltern.« Ich habe diese Geschichte noch nie jemandem erzählt. Und ich merke, wie ich es auch jetzt nicht will. Wieder spüre ich, wie etwas in mir sich verschließt. »Eigentlich sind wir nur Halbgeschwister, oder nichtmal das. Wir sind nicht blutsverwandt. Ich wurde adoptiert.«

»Von den Eltern, die gestorben sind, bevor du von deinem Vater dann wieder adoptiert wurdest?«, fragt Jastus. »Was ist mit deinen leiblichen Eltern?«

»Die habe ich nie kennengelernt. Ich wurde mit zwei adoptiert, daran kann ich mich nicht erinnern.« Dieser oberflächliche Teil der Geschichte fällt mir leichter zu erzählen. »Ich wurde adoptiert, weil meine Eltern nach meiner Schwester kein weiteres Kind bekommen haben. Aber man darf zwei haben und meine Mutter fand, dann sollte sie auch zwei haben. Ich glaube, für sie war ein Hauptgrund, dass es sonst nicht gut aussieht.«

»Dass es sonst nicht gut aussieht?« Jastus verzieht angewidert das Gesicht. »Du warst ein Statussymbol?«

Der Ausdruck trifft mich unerwartet dann doch. »Ja, ich glaube schon.« Ich fühle die Würmer unter der Haut anschwellen und kriechen, sodass es nicht nur unangenehm spannt, sondern sogar schmerzt. »Ich habe erst spät verstanden, dass es etwas Schlechtes ist. Sie war sehr stolz darauf, dass ich in allem gut war, und deshalb habe ich mich angestrengt.«

»Möchtest du wirklich keine Umarmung haben?«, fragt Jastus. »Das klingt grauenvoll.«

Ich blicke auf. Ich fühle mich leicht irritiert. Ich wusste, dass es nicht okay von meiner Mutter war. Aber grauenvoll? Das erscheint mir ein großer Ausdruck. Ich unterdrücke den Impuls, zu behaupten, dass es so schlimm nicht war. »Sie hatte es auch nicht gut«, sage ich stattdessen. Ich klammere meine kälter werdenden Finger um meinen warmen Becher.

Jastus gießt mir noch mehr ein, sodass er auch oben wieder warm wird. »Ich liebe dich, Venke. Du bist der wichtigste Mensch in meinem Leben. Und ich möchte so gern mehr für dich da sein. Erzähl davon, wenn es hilft. Es ist nicht zu viel für mich.«

Wenn du wüsstest, was da noch alles ist, denke ich. Aber ich glaube schon, wenn ich es erzählen könnte, dass Jastus ... ich weiß es nicht.

Ich hole tief Luft und atme langsam wieder aus. »Meine Schwester hat viel früher erkannt als ich, dass meine Mutter nicht der uneingeschränkt beste Mensch auf der Welt ohne jeden ernsthaften Fehler ist. Ich hatte die Theorie entwickelt, dass sie sich deshalb so viel früher infiziert hat als ich.«

Jastus nickt langsam. »Wie sah ihre Magie aus?«

Ich überlege, ob ich etwas davon erzählen kann, aber ich schüttele den Kopf. »Jastus, ich kann nicht.«

Als Jastus dieses Mal den Kaffee abstellt, weiß ich nicht einmal, ob sie mir ein drittes Mal ihre Arme angeboten hätte, aber ich schmiege mich trotzdem an sie. Ich fühle mich sofort ruhiger, als wäre das alles, was ich erlebt habe, nicht mehr wahr. »Wenn du nicht infiziert bist, dann bist du jetzt zumindest gefährdet, dich bei mir anzustecken«, sage ich. Es hätte nie passieren dürfen. »Du warst zu nah dran, glaube ich. Ich würde mit dir gern einen Präventivplan erarbeiten.«

Ich weiß nicht, wie mir das passieren konnte, aber ich schlafe ein, so plötzlich, dass ich nicht einmal eine Antwort mitbekomme.



Als ich einige Stunden später wieder erwache, weiß ich, was ich tun muss. Ich kenne zu viele Fälle, in denen nahestehende Personen sich infiziert haben. Die Evidenz ist klar. So grässlich das ist, ich muss meine Freundschaft mit Jastus auflösen – und auf möglichst unschmerzhafteste Weise für sie, was ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Ich spüre ihre warme Hand in meinem Haar. Sie streichelt sanft, wie sie es noch nie getan hat, als wüsste sie, was kommen muss. In jeder ihrer Bewegungen steckt so viel Behutsamkeit, als wäre ich zerbrechlich. Ich fühle mich geliebt. Aber sie weiß es noch nicht. Sie wird klammern, das ist mir klar.

Ich lasse mir Szenarien durch den Kopf gehen, in denen ich einen Streit vom Zaun breche, der nichts mit meiner Krankheit zu tun hat. Am ehesten kommt in Frage, zu behaupten, dass ich merken würde, dass sie was von mir wolle, und mir das zu eng wäre. Aber ich weiß, dass es nicht weniger wehtun würde als die Wahrheit. Zudem würde sie mir das nicht abkaufen.

Also entscheide ich mich für die Wahrheit, seufze schwer und richte mich auf.

Jastus zieht ihre Hand zurück. »Du bist wach.«

»Ja.« Mir fällt es so schwer, die richtigen Worte zu treffen. »Wir müssen uns verabschieden.«

Sie betrachtet mich mit leicht gerunzelter Stirn. »Ich hoffe, du willst nur zurück zum Raumschiff.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich möchte den Abschied von dir schön gestalten, aber ich bin Ärztin und ich weiß, dass es leider keine andere Möglichkeit gibt, dich zu schützen, als Abstand von dir zu nehmen. Zumindest solange, bis ich einen Weg gefunden habe, mich zu heilen.«

»Venke, mach keinen Quatsch.« Die Skepsis in ihrem Gesicht verwandelt sich in Wut.

»Ich mach keinen Quatsch. Ich will das nicht, verlass dich drauf. Aber ...« Es ist so verdammt hart. »Du müsstest eigentlich jetzt schon deinen Beruf aufgeben mit deinem Wissen über mich.«

»Das ist mir egal!« Jastus fällt es sichtlich schwer, nicht zu schreien.

»Dann bin ich halt nicht mehr Lichtwacht. Ich komme mit dir in die Praxis und leuchte da, wenn das hilft. Nimm mich als deine Kollegin! Ich habe zwar keinen Plan von Medizin und Heilung, aber mir sagt man die reinste Lichtmagie der Wacht nach!«

Das stimmt. Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe, ausgerechnet mit Jastus eine Freundschaft anzufangen, die für diese verdammte Regierung eine Trophäe ist.

Jastus schiebt mir ein Fläschchen über den Tisch zu, das da vorhin noch nicht gestanden hat. »Du hast mir das Wasser nicht wieder zum Durchleuchten gegeben, aber als du geschlafen hast, habe ich ein Neues erstellt.«

Ich möchte es auf dem Boden zerschmeißen. Das wertvolle Glas. Vielleicht wäre es besser, es zu tun, bevor ich es anders vernichte. Stattdessen platzt die Wahrheit aus mir heraus. »Es bringt nichts!« Ich schaue in Jastus' störrisches Gesicht. »Zumindest mir nichts. Es hat denselben Effekt, wie ganz normales Wasser. Es gibt ein Gefühl von Sauberkeit und Kümmern, und alles weitere ist Placebo. Es wirkt bei mir überhaupt nicht.«

Jastus Körper verliert alle Spannkraft. »Als ich deine Arme mit Licht behandelt habe, hat sich was getan.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich dem Moment haben sich die Linien weiter nach innen verzogen, weil sie das Licht nicht mögen, aber sie gehen nicht weg. Danach waren sie wieder da wie vorher.« Ich verzichte darauf, ihr meine Arme wieder vorzuführen, weil es unter der Haut flimmert und schmerzt. Ich habe die Befürchtung, dass es viel schlimmer aussieht als vorhin, womöglich manche der wurmaritgen Linien aus der Haut herausplatzen könnten. Ich habe einmal einen Fall gesehen, wo dadurch ein Patient verblutet ist.

»Dann sag mir, wie ich dir helfen kann.« Jastus Stimme ist kaum mehr als ein eindringliches Flüstern.

»Einsehen, dass wir uns trennen müssen.« Ich sage es ruhig wie der Tod.

»Nein.«

»Du musst es leider akzeptieren.« Ich nehme meine Tasse, um den letzten

Schluck kalten Kaffees zu trinken, aber Jastus Hand berührt die Tasse und wärmt ihn wieder auf.

»Ich akzeptiere es aber nicht, Venke.« Die Wut kehrt zurück. »Ich würde es akzeptieren, wenn ich wüsste, dass es dein tiefster innerer Wunsch ist, und nicht bloß deine Angst um mich.«

»Das ist dasselbe.« Mit einem Mal füllen sich meine Augen mit Tränen. Ich hatte gefasst bleiben wollen, aber ich schaffe es nicht ganz. Ich atme langsam und sehe weg. Halb erwarte ich, die Krähe zu sehen, aber sie ist nicht da.

»Du lässt nur schwer Leute an dich ran«, sagt Jastus. »Ich möchte für dich da sein. Wann verstehst du das?«

»Ich weiß, dass du das willst. Aber es geht nicht!« Es platzt laut aus mir heraus, und ich muss mich anstrengen, das nächste nicht so laut zu sagen, dass Leute es in den umliegenden Häusern hören. »Aber was bringt es denn? Wenn du stirbst. Oder wenn ich verschwinde und du durch den Scheiß aus deiner Kindheit nochmal durchmusst.«

»Ich möchte lieber erleben, dass du in meinen Armen verschwindest, und dich da durchbegleiten, als dass du jetzt gehst!«

Ich wende mich wieder Jastus Gesicht zu. Tränen laufen über ihre Wangen. Sie meint es ernst.

Aber das tue ich ihr nicht an. »Ich finde einen Weg zu heilen. Und es wird mir helfen, dabei zu wissen, dass ich dich nicht gefährde«, argumentiere ich. »Ich kann mich dann voll darauf konzentrieren. Verstehst du?«

Jastus schüttelt den Kopf. »Nein. Das ist wie zu sagen: Ich nehme deine Hilfe erst an, wenn ich sie nicht mehr brauche.«

Irgendwas in mir spürt einen Moment sogar, dass sie recht hat. Dann ist der Klang dieser Stimme wieder verschwunden, tief in meiner Sicherheit, dass das nicht geht. »Ich kann nicht«, flüstere ich.

»Das ist ehrlicher«, sagt Jastus. Sie macht mehrfach den Mund auf, um noch etwas zu sagen, aber schweigt doch.

Es wird trocken in mir. Ich fühle nichts mehr. »Ich komme zurück, wenn

ich kann«, sage ich. »Ich habe zu viel Angst im Moment. Ich halte die nicht aus.«

Jastus nickt und verzieht die Lippen. »Bitter. Dass du das so aussprichst, und es ist genau, was ich wahrnehme, was die Wahrheit ist. Aber aus deinem Mund klingt es wie eine Lüge.«

Ich weiß schon, warum ich diese Frau liebe. Sie sieht mich. Obwohl ich mich nicht zeigen will, weiß sie eigentlich irgendwie schon oft mehr, was mit mir los ist, als ich selbst. Und sie spricht es aus. Sie liegt nicht immer richtig, aber es ist immer hilfreich, dass sie sagt, was sie denkt.

Ich seufze schwer. »Kannst du es so akzeptieren?«

Sie schüttelt ganz leicht den Kopf, weniger überzeugt als vorhin. »Ich weiß nicht, wie ich darauf reagieren soll.« Sie atmet schwer. »Mein Vorschlag ist, wir beschließen heute gar nichts.«

Ich denke darüber nach, aber es kommt für mich nicht in Frage. Ich glaube nicht, dass ich mich umentscheiden werde. Ich habe den Abbruch in mir drin schon vollzogen. Und egoistischerweise möchte ich ein schönes Ende, so eines, wie heute, wo sie mich so liebevoll gestreichelt hat. Ich schüttele den Kopf. »Nein, Jastus. Ich möchte dich nicht einen Tag länger gefährden.«

Jastus schnaubt verbittert. Sie steht auf und geht. Lässt mich allein.

Aber nur Momente später realisiere ich, dass sie sich keinen Meter entfernt hat.

»Entschuldige«, sagt sie. »Ich dachte kurz, es wäre eine gute Idee, dir zuzusehen, wie du reagierst, wenn du denkst, ich wäre weg. Aber ich möchte dir die Entscheidung nicht abnehmen, wie du dich mir zeigst.«

Ich schaue sie irritiert an und realisiere erst verspätet, was sie da versucht hat. Ich stehe auf, um mich zu verabschieden. »Ich wünsche dir, dass du bald eine Person kennenlernst, die dir geben kann, was du brauchst.«

Jastus gibt einen ächzenden Laut von sich. »Venke, scheiße!« Sie atmet wutschnaubend aus. »Ich hatte mir den Tag, an dem ich dir mein Geheimnis anvertraue, echt anders vorgestellt.«

Wir stehen uns gegenüber. Schweigen. Ich kann es mir vorstellen und

es tut mir unfassbar leid. Es liegt nicht an ihr oder dem Geheimnis. Es ist wirklich mies gelaufen.

Wenn ich sachlich und kontrolliert reagiert hätte ... Wenn ich ihr nicht zu voreilig erzählt hätte, was mit mir los ist. Wenn ich dann, als es passiert ist, mehr an mich gehalten hätte, statt ihr von meiner Schwester zu erzählen.

Wie bei meinen Patient*innen halte ich mich nicht lang an meinen Fehlern auf, die ich gemacht habe. Es ist schlimm gelaufen. Es ist nicht meine Schuld – ich kann mich auch nicht immer zusammenreißen und nur perfekt kontrolliert agieren. Es wäre früher oder später passiert. Es konnte nicht gut gehen zwischen Jastus und mir. Die Freundschaft war von Anfang an zu nah.

»Es tut mir leid«, sage ich. Rühre mich nicht vom Fleck.

»Gehen musst du schon selbst«, antwortet Jastus. »Aber bitte wisse, dass du immer wiederkommen darfst. Jederzeit. Und dass, so sehr du willst, dass du mir egal wärest, so bist du es eben aber nicht. Ich liebe dich und wünsche mir, dass du mir irgendwann mit deinen Problemen die Tür einrennst, und wenn es das letzte ist, was wir erleben.«

Ich nicke. »Wenn die Welt untergeht, komme ich wieder, um es mit dir zu erleben.«



Als ich ihr Haus verlassen habe, weine ich. So kann ich nicht direkt nach Hause gehen. Und auch nicht gesehen werden. Es ist nicht gut in der Stadt um Rückzugsorte bestellt. Dabei muss ich ans Raumschiff denken, wo die Lage einfach so viel schlimmer war.

Ich gehe in den Stadtpark, in dem es ein paar Bäume gibt, die sich zwar kaum Wald nennen können, aber trotzdem ein wenig Privatsphäre bereithalten.

Es ist nicht meine Schuld? Das habe ich mir vorhin noch erzählen können.

Jetzt lähmen mich bittere Schuldgefühle, als ich unter einem Nadelbaum zu Boden sinke. Ich lege mich einfach hin. Fühle nicht einmal die spitzen Nadeln in meinem Körper. Nur Leere. Oder Wut auf mich, Hass auf mich. Schuld. Dann wieder Leere.

Ja, in dieser Situation war ich vielleicht einfach fehlbar. Aber ich hätte es früher nicht sein dürfen. Ich hätte die Freundschaft nie so eng werden lassen dürfen. Ich hatte Alpträume, aus denen ich schweißgebadet erwacht bin, die mir gezeigt haben, wohin das führt. Ich habe es gewusst und trotzdem geglaubt, ich könne den Tanz zwischen Nähe und Abstand mit Jastus hinbekommen. Es war von Anfang an ein Trugschluss, weil ich so sehr wollte. Ich habe es gewusst und trotzdem zugelassen.

Möge mich der Boden einfach auffressen. Ich bin müde.



Ich gleite in unangenehme Träume über, in denen riesige Würmer über mich drüber und aus mir rauskriechen, oder in mich hinein, und als ich aufwache, bin ich fast von Erde bedeckt. Ich setze mich hin und zerreiße dabei ein paar dünne Wurzeln, die über meinen Körper gewachsen sind. Ich hätte keine Sekunde länger schlafen dürfen.

Verzweifelt versuche ich mich daran zu erinnern, ob ich hätte gewarnt sein sollen. Leg dich nicht im Wald auf den Boden! Aber dieser Warnspruch gilt eigentlich für den Wald da draußen, außerhalb der Stadt, den ohnehin niemand je betritt, außer die Lichtwachen, um Menschen zu bestatten, wie es seit jeher Tradition ist. Anfangs war es einfach, um bei einer kleinen Zivilisation die Leichen außerhalb der Wohnbereiche zu bestatten. Der Wald hat sie gefressen oder zumindest vergraben. Man weiß es nicht. Heute führen wir diese Tradition fort, in der Hoffnung, der Wald würde uns im Gegenzug in Ruhe lassen. Wir opfern ihm unsere Toten, denn Tod ist, was er sucht.

Ich habe es irgendwann mal hinterfragt, aber habe jetzt keinen Kopf

dafür. Ich wurde gerade beinahe selbst bei lebendigem Leibe gefressen, und das innerhalb der Stadt.

Einen Häuserblock weiter frage ich mich, ob ich mir das alles nur einbilde. Ich bin so ruhig. Alles ist so unwirklich. Am Mantel, den ich trage, merke ich, dass ich einfach immer noch träume. So einen besitze ich nicht.

Ich hänge ihn zu Hause an den Haken und gehe den Dreck von meinem Körper duschen, bevor ich ins Bett gehe. Mein Papa fragt, was los ist, aber ich sehe nicht ein, ihm Morgen alles nochmal erzählen zu müssen, wenn wir uns wirklich begegnen und nicht bloß im Traum. Er ist mit Kehrblech und Besen im Flur zugange, was auch ein eher seltsames Bild ist.

Ich verscheuche die Krähe nicht, die mich auf dem Fenstersims erwartet, als ich mein Zimmer betrete. Ich weiß nicht, warum, aber sie zieht mich heute an. Ich trete langsam auf sie zu, strecke die Hand aus, halte inne, als das riesige Tier zuckt, fahre fort, als es wieder ruhig ist, und berühre das Gefieder. In meinen Fingern fühle ich Verwesung.

»Bist du gekommen, um mich zu holen?«, frage ich.

Die Krähe verharrt still, krächzt leise, und schließlich nickt sie.

»Ich bin noch nicht bereit«, höre ich mich sagen.

Die Krähe schaut mich an, schaut auf meinen nackten Körper. Die schwarzen, sich windenden Linien sind nicht mehr nur in den Armen. Ich fühle sie überall und sehe sie im fahlen Licht der Nacht.

Unsere Blicke begegnen sich wieder. Die Augen der Krähe glanzlos. Tot.

Die Krähe nickt noch einmal, als hätte sie verstanden, und lässt sich nach hinten fallen.

Ohne mich.

Die einzige Informatikerin

Es vergehen einige Tage, an denen ich mich überwiegend in der Ältesten Bibliothek verschanze – selbst am Wochenende. Ich weiß, dass mir nicht mehr viel Zeit bleibt. Meinen zweiten Praxistag in der Woche sage ich ab, wie ich es Papa versprochen habe. Ich bin zu sehr ins Ungleichgewicht mit mir selbst geraten, um das Lecken der Dunkelheit in mir im Griff zu haben. Manchmal finde ich mich im Pseudo-Wald wieder oder vor Jastus' Haustür und erinnere mich nur vage, wie ich da hingelangt bin, ohne es selbst zu steuern. Einmal bin ich vor der Stadtmauer zu mir gekommen, mit dem Ansinnen, die Stadt zu verlassen, in den Wald der Dunkelheit.

Es wird knapp.

Die Älteste Bibliothek ist nicht nur deshalb ein guter Ort, weil ich Hoffnungen habe, hier Antworten zu finden, sondern auch wegen ihrer Ruhe. Im Raumschiff ist es beengt und still und das passiert auch mit meinen Ängsten und Gefühlen: Sie haben hier wenig Platz und sie sind still, fühlen sich nicht an wie Gebrüll in meinem Körper.

Die Recherche fällt mir schwer. Ich drifte ständig ab und Bilder meines Abschieds von Jastus drängen sich mir auf. Das schlechte Gewissen. Die Schuldgefühle. Manchmal denke ich, Jastus steht direkt hinter mir. Und ich weiß jetzt, dass sie es könnte. Aber wenn ich mich wieder mehr im Jetzt verankert fühle, weiß ich, dass sie das nie tun würde.

Ich vermisse sie so.

Ich finde heraus, dass die meisten Inhalte über dunkle Magie vor der Landung in alten Fantasy-Büchern vorkommen. Ich kann verstehen, dass die dort beschriebenen Phänomene namengebend für das geworden sind,

was wir heute erleben. Aber meistens folgen sie in den Büchern festen Regeln: Bösewichte wollen ewiges Leben erreichen oder jemanden von den Toten zurückholen, geraten dabei in Versuchung und gehen einen verruchten Handel ein: Sie bekommen dunkle Magie, verkaufen dafür aber ihre Seele oder so etwas. Es geht für sie nie gut auf. Das Fazit ist immer, ein ewiges Leben zu verlangen oder jemanden von den Toten zurückzuholen, ist gegen ein heiliges Gleichgewicht oder etwas in der Art und ihr Handel hat bitterböse Folgen.

In der jetzigen Realität ist es am ehesten vergleichbar damit, dass die Menschheit, oder Teile davon, sich nach der Zerstörung ihres eigenen Planeten herausgenommen hat, einen neuen zu besiedeln. Aber ich glaube an keinen Fantasy-Bestrafungshintergrund.

Und doch finde ich die Ähnlichkeiten, die dunkle Magie in den fiktionalen Werken hat, mit dem Phänomen in dieser Stadt frappierend.

Fiktionale Werke kommen ja auch nicht von irgendwo. Ich kann davon ausgehen, dass es zu den Darstellungen eine reale Vorlage gegeben hat, aber beim Versuch, das Phänomen auch durch alte, voredliche Realitätsberichte erklärt zu finden, komme ich allerhöchstens auf vereinzelte biblische Berichte, in denen jemand den Teufel gesehen haben will, oder auf Texte, die psychotische Symptome beschreiben. Nach tagelanger Recherche stelle ich fest, was mir eigentlich auch schon der Tagebuchtext verraten hat: Es gab vor der Landung keine dunkle Magie. Die Ähnlichkeiten zu Vorstellungen aus Fantasy-Texten kommt nicht daher, dass es Erleben dieser Art real gegeben hätte. Ich vermute den Zusammenhang inzwischen umgekehrt: Dass menschliche Vorstellungen beeinflussen, wie dunkle Magie sich auswirkt, und Fantasy-Texte entsprechend die Erscheinungen, die wir heute erleben, inspirieren.

Das sollte vielleicht überprüfbar sein, wenn ich meinen Patient*innen neue Ideen, wie dunkle Magie aussehen könnte, unterjubeln würde, ob ich in Folge auch so etwas beobachten könnte. Aber das ist kein Gedanke, den ich gerade verfolgen möchte.

Meine bisherige Recherche war ermüdend und enttäuschend, obgleich

sie mir viel Freude gemacht und mich in ihren Bann gezogen hat. Ich merke, wie ich wieder klarer denken kann. Ich muss trotzdem ständig befürchten, dass mir die Dunkelheit meiner Erkrankung ins Gesicht geschrieben steht und ich bald den Zugang zur Bibliothek verliere, wenn man mich so sieht.

Mein nächster Schritt ist, herauszufinden, wann und wie das mit den Infektionen angefangen hat, aber über die Anfänge auf diesem Planeten ist wenig aufgeschrieben worden.

»Muss man Handschuhe tragen, um die Bücher hier anfassen zu dürfen?«

Die fremde Stimme reißt mich aus meinen Gedanken und ich lasse beinahe das Buch fallen. Ich drehe mich herum. Vor mir steht neben dem Praktikanten von neulich, der sie hierher geführt hat, eine eher kleine Person mit einem langen Zopf, der ihr über die Schulter hängt. Ihre Haare sind sattblau.

»Ich bin Inger Wießner«, stellt sie sich vor. »Wir arbeiten wohl jetzt zusammen. Du bist die Historikerin?«

Ich wurde noch nie als Historikerin bezeichnet. Ich war bisher die Schulbuchschreiberin. Es fühlt sich gut an. »Ja. Mein Name ist Venke Lilia.« Ich taste nach dem Schild auf meinem Pullover, aber es heftet dort keines. Ein Schild mit Namen, Anrede, Titel und Pronomen zu tragen ist nur in der Aderstadt in beruflichen Kontexten üblich. »Ich muss zugeben, ich habe mich auf dieses Treffen zu wenig vorbereitet.«

»Das macht nichts.«

Ich beobachte, wie Wießners Blick meinen Bewegungen folgt.

»Wo bekomme ich Arbeitshandschuhe?«, wiederholt sie.

Der Praktikant sieht verwirrt aus und auch er schaut mich erwartungsvoll an.

Ich schüttele lächelnd den Kopf. »Ich habe mich selbst entschieden, die wertvollen Bücher nicht mit bloßen Händen anzufassen. Das ist keine Pflicht.«

Die Wahrheit ist, dass auch meine Handflächen inzwischen oft schwarze Linien aufweisen und einige Stellen im Pulsaderbereich blutig sind, weil sie daraus wohl in den letzten Tagen sogar hervorgebrochen sind. Ich kann mich

nicht erinnern, beziehungsweise, meine Erinnerung hat etwa die Qualität eines halb vergessenen Albtraums.

Ich muss zusehen, dass ich mir ein sinniges Buch aussuche, um es auszuleihen, damit ich eine Ausrede habe, sie anzubehalten. Vielleicht nehme ich einfach das, was ich in der Hand halte, das ich allerdings schon über hundertmal gelesen habe.

»Ich bringe beim nächsten Mal welche mit«, sagt Wießner. »Wollen wir uns zusammensetzen und einen Plan erstellen?«

»Braucht ihr mich noch?«, fragt der Praktikant, und als wir beide ablehnen, verschwindet er durch das Türloch der Bibliothek.

»Wir haben hier nicht so recht Platz zum Sitzen, aber wir könnten rausgehen«, schlage ich vor. »Ich würde gern noch einen Gedanken zu Ende denken und ein Buch mitnehmen.«

Die Informatikerin betrachtet mich skeptisch. »Mitnehmen?«

Ich überlege, dass es tatsächlich seltsam anmuten mag, dass ich die Bücher zwar nur mit Handschuhen anfasse, aber sie nach draußen ins Wachtlicht tragen würde. »Dieses Buch ist ziemlich robust.« Ich halte das Buch hoch, das ich in der Hand halte. Es ist das erste Buch, das auf diesem Planeten entstanden ist. Es ist aus dickem Rindenholz, das sich nicht gut blättern lässt, aber robust ist es wirklich. Leider steht darin fast nichts Brauchbares.

»Oh, achso.« Die Informatikerin tritt näher und schaut mir über die Schulter. »Interessantes Buch. Aber ich meinte eigentlich ... Du hast eine uneingeschränkte Befugnis für die Bibliothek? Ich habe nur Zulassungstyp C. Ich darf nichts mitnehmen.«

An die Möglichkeit habe ich echt nicht gedacht. »Oh, Ja, habe ich.«

»Das Privileg muss ich mir wohl noch erarbeiten.« Wießner lächelt und klopft mir auf die Schulter, was ein unangenehmes Wuseln unter der Haut auslöst. »Kannst du mir die Bibliothek noch kurz erklären? Dias gibt es hier? Bevor wir uns vielleicht im Rathausturm ins Café setzen und einen Plan erarbeiten, mein ich.«

»Klar!« Das kann ich leisten. Ich muss viel vorsichtiger sein, mich nicht

irgendwie zu verraten. Aber eine Vorstellung der Ältesten Bibliothek ist eine gute Möglichkeit, einen soliden Eindruck zu machen.



Wir sitzen auf einem riesigen Balkon des Rathausturms bei einem Heißgetränk und schauen über die Stadt. Eine Lichtwacht sitzt leuchtend hinter einem Wandschirm, sodass sie uns nicht blendet, aber wir das gespiegelte Sonnenlicht auf der Haut spüren können. Es wärmt besonders mein Gesicht, aber ich fühle es sogar durch meine Kleidung. Vermutlich arbeitet die Lichtwacht dort noch an etwas anderem, während sie uns Licht spendet. Ich trinke einen Kaffee mit aufgeschäumter Milch, Wießner einen grünen Tee, den sie sehr zu genießen scheint.

»Was ist das für ein Buch?«, fragt sie.

Jetzt, wo ich damit im Rathauscafé sitze, habe ich doch Bedenken, dass ich es nicht mitnehmen durfte. Aber es ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt besser, dafür Ärger einzustecken, als die Ausrede für meine Handschuhe zu verlieren.

»In den ersten Wochen nach der Landung hat hier fast niemand geredet. Und geschrieben wurde noch weniger«, erkläre ich. »Das ist das einzige Schriftstück aus den ersten fünfzig Jahren.«

Wießner betrachtet es und runzelt nachdenklich die Stirn. »Erst dachte ich, fünfzig Jahre sind nicht viel«, sagt sie. »Das ist, weil fünfzig Jahre vor zweihundert Jahren für mich nicht so lang wirkt. Aber fünfzig Jahre ohne Neuerscheinung? Das ist schon heftig.«

Ich nicke. »Ja, vor allem für einen Geschichts-Nerd wie mich ist das eine sehr magere Ausbeute an Quellen.«

»Das glaub ich!« Wießner lacht, aber ihr Körper bleibt dabei ruhig, die schmalen Finger mit den blau lackierten Nägeln um die Tasse geschmiegt.

»Ist es denn relevant für das Projekt, Esde verlassen? Oder forschst du noch an etwas anderem?«

Mir ist vorhin schon aufgefallen, dass sie mich duzt. Dann duzen wir uns hier wohl. Mir soll es recht sein.

Ich überlege, ob meine Recherche vor dem Hintergrund Raumfahrt auch Relevanz haben könnte. »Ich forsche an etwas anderem«, gebe ich schließlich zu. »Ich habe einen zweiten Auftrag erhalten, nämlich auszuschließen, dass dunkle Magie schon vor der Landung auf der Esde, also im Raumschiff oder schon auf der Erde, existiert hat. Mein bisheriges Ergebnis ist, nein, aber in dem Fall sollte sie nach der Landung neu gewesen sein, und mich interessiert, wie sie entstanden ist oder sich entwickelt hat.«

»Gefährliches Gebiet.« Wießner nippt an ihrem Tee, aber entscheidet sich dann doch, lieber noch eine Weile über die Oberfläche zu pusteln. »Aber nicht uninteressant. Und wohl ziemlich wichtig. Nicht, dass wir das Zeug mitnehmen.«

»Genau«, sage ich. »Zudem wäre natürlich auch hilfreich, zu wissen, was für Systeme des Raumschiffs nach der Landung noch funktioniert haben.«

Wießner lacht. »Ach was, ich seh doch, dass du dein anderes Projekt gern noch abschließen möchtest. Da brauchst du keine Ausreden für.«

Ich trinke einen Schluck Kaffee. Er schmeckt nicht halb so gut wie der bei Jastus.

Jastus.

Ich schließe die Augen, atme, hoffe, dass meine Tränen nicht sichtbar sind. Das kann ich gerade nicht gebrauchen.

Warum tut es so weh? Jastus ist gar nicht soweit weg, und es ist doch nur, um sie zu schützen. Wir haben nichtmal wirklich Streit. Oder?

»Vielleicht hast du recht«, gebe ich zu. »Ich denke, dass es für das Raumfahrt-Projekt einen Mehrwert haben kann, dass ich mein anderes Projekt noch abschließe, aber es ist nicht der Grund.«

»Ich weiß, was ein Hyperfokus ist«, sagt Wießner. »Du wirkst spontan, als würdest du das auch kennen.«

Ich kichere, weil es mir nur zu wohlvertraut ist, und das sage ich auch. Sie ist mir schon sympathisch, diese Informatikerin.

»Ich muss zugeben, dass mich das Thema auch interessiert«, sagt Wießner überraschend. »Ich war mal bei einer Vorführung von dem einen Andertarzt. Du auch?« Sie holt eine Andertzeitung aus ihrer Tasche und streicht sie glatt.

Eine Andertzeitung! Und sie weiß was von Andertärzt*innen! Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken – und noch etwas bewegt sich dort an meiner Wirbelsäule entlang.

Ich schüttele den Kopf. »Ich bin verwundert, dass du dort warst und gleichzeitig für die Regierung arbeitest. Das erscheint mir nicht ganz zulässig.«

»Doch war es«, widerspricht Wießner. »Ich habe schriftlich mit diesem Arzt korrespondiert und gefragt, wieviel Abstand zur Bühne oder zu infizierten Menschen er bei dem Vortrag möglich machen kann. Das Konzept habe ich dann der Verfassungsprüfung und dem Ethikrat vorgelegt mit einem Antrag, der ein halbes Jahr später genehmigt wurde. Mit guten Gründen darf ich nun vom Rang aus zusehen, wo ich weiter weg vom Publikum bin, als beim Spazieren auf der Straße von vermutlich infizierten Menschen.«

Du sitzt gerade sehr dicht einem infizierten Menschen gegenüber, denke ich. »Das ist ganz schön viel Aufwand, um zu so einer Veranstaltung gehen zu können. Es muss dich wirklich interessiert haben.«

Wießner betrachtet mich eine Weile. Ist es Angst in ihrem Gesicht? Sie nickt langsam. »Ich hatte gehofft, du würdest verstehen. Und vielleicht, dass du mich übermorgen begleiten würdest?« Sie deutet auf einen Artikel in der Andertzeitung. »Ich hatte es nicht eingeplant, nochmal zu einem Vortrag zu gehen. Aber ich würde mich schon gern darüber mit einer Person austauschen, die dazu auch mehr Wissensdrang als Schrecken fühlt.«

Ich ziehe die Zeitung zu mir rüber. Das Papier hat eine schlechtere Qualität als das der Zeitung, die mein Papa jeden morgen liest. Die Anzeige ist nicht lang. Andertarzt Müller wird eine Behandlung öffentlich abhalten und dabei

über die Notwendigkeit und Effektivität des Bekämpfens aufklären. »Über die Notwendigkeit einer Behandlung einer Krankheit aufklären. Kurios.«

»Es gibt Schönheitsstudios, in denen dunkle Magie eingesetzt wird, um das Erscheinungsbild von Leuten zu beeinflussen. Viele nehmen es in Anspruch, um mehr Schönheitsidealen entsprechend auszusehen.« Wießner macht eine elegante Bewegung mit ihren Fingern an ihrer Tasse. »Es gibt wohl schon durchaus Menschen, die erst verstehen, dass es eine Krankheit ist, wenn sie die Kontrolle verlieren.«

Ich habe bald kaum Kontrolle mehr über übrig, denke ich bitter. »Das mit den Schönheitsstudios wusste ich nicht«, sage ich wahrheitsgemäß und schüttele langsam den Kopf. »Was Leute alles für Schönheit einsetzen, ist schon heftig.«

Ich fühle mich an ein Märchen erinnert, in dem eine Frau dunkle Magie einsetzt, um jung und schön zu wirken, und dafür irgendwann den Preis zahlt. Das ist doch ganz schön nah an dem, was Wießner mir darlegt. So nah, dass ich schon wieder fast daran glaube, mich in meiner Recherche geirrt zu haben und dass es dunkle Magie doch schon auf der Erde gegeben hat. Einen kurzen Moment werde ich eingesogen von der Geschichte und vergesse das diesseits, und als ich wieder zu mir komme, schaut mich Wießner wieder so aufmerksam an. Ich hoffe, es war nichts zu sehen. »Wie bist du eigentlich dazu gekommen, Informatikerin zu werden?«

»Die Regierung bietet immer drei Plätze und es hat mich interessiert.« Wießner schaut nachdenklich am Wandschirm der Lichtwacht vorbei in die Ferne. »Ich mochte in der Schule Mathe sehr gern, und ich hatte immer den Traum, eine Rechenmaschine aus Holz zu bauen.«

»Ich habe keine Vorstellungen. Würde so etwas gehen?«

»Schon.« Sie wendet sich wieder mir zu und lächelt schief. »Aber es würde sehr viel Raum einnehmen, um keinen anderen Zweck zu haben, als cool zu sein. Ich forsche aber schon seit einer Weile an einem anderen Modell, aber das muss jetzt leider ein Nebenprojekt werden. Oder, wenn wir die Esde verlassen ...« Sie schweigt plötzlich.

Irgendwie wirkt sie traurig, denke ich. Ob sie auch eigentlich gar nicht von hier weg möchte?

Ich sollte aus mehreren Gründen nicht zu vertraut mit ihr werden, auch wenn sie mir gefällt. Erstens: Zu einer hohen Wahrscheinlichkeit hat sie ihren Posten, weil sie kein Problem darin sieht, der Regierung in den Arsch zu kriechen, und da wäre es unpraktisch, wenn sie rausfinden würde, dass ich schon eins damit habe. Zweitens: Wenn sie rausfindet, dass ich infiziert bin, würde sie mich zu hoher Wahrscheinlichkeit verraten, selbst wenn sie keine Arschkriecherin bei der Regierung wäre, nämlich, weil sie wahrscheinlich Anstreckungsketten durchbrechen möchte. Sie mag interessiert an dunkler Magie sein, aber sie trifft Vorkehrungen und handelt regierungskonform. Drittens: Sollte auch das nicht das Problem darstellen, dann möchte ich sicher kein zweites Szenario von einem Freundschaftsabbruch durchziehen müssen, wie jetzt mit Jastus, und dann ist es besser, wenn wir uns von vorn herein nicht nahe kommen.

Eine professionelle Distanz wird das sicherste und beste sein.

»Wenn wir die Esde verlassen, müsstest du wieder mit ganz anderen Ressourcen arbeiten?«, rate ich also.

»Ich würde nicht einmal erleben, dass wir andere Ressourcen erreichen«, widerspricht sie. »Aber dafür dürfte ich mit den vorhandenen Bordcomputern hantieren.«

»Das stimmt wohl. Beides.« Ich seufze tief.

Wießner holt einen Kalender und ein Notizblock aus der Tasche. Den Kalender schlägt sie als erstes auf. »Kommst du nun mit zur Vorführung?«

Ich habe eigentlich keine Lust, mir irgendwas, was dieser Müller macht, anzutun. Aber wenn ich behaupten würde, dass ich dort nichts Neues lernen würde, dann müsste ich eine gute Begründung dafür haben.

»Es gibt auch noch eine andere Andertärztin.« Wießner unterbricht meine Überlegungen mit diesen furchtbar beängstigenden Worten. »Müller hält nichts von ihr, weil sie Hemmungen hat, das Nötige zu tun, und einen ganzen Blumenstrauß an Tinkturen oder gar Wegreden probiert, aber alles ohne Effekt. Da hatte sich jemand gemeldet und behauptet, sie habe ihn

geheilt. Und Müller hat darauf manipulativ abwertend reagiert, ungefähr mit den Worten ›Dann kannst du ja gehen!‹. Das hat mich skeptisch gemacht. Die andere Andertärztin würde ich deshalb auch gern mal kennenlernen, auch wenn sie auf den ersten Blick esoterisch erscheint, aber die macht keine Vorführungen.«

Was soll ich darauf denn sagen? »Ich muss mir das durch den Kopf gehen lassen.«

»Leider hast du dafür nicht viel Zeit«, sagt Wießner. Eine Spur Enttäuschung oder Angst klingt dabei durch. Ihr ist es wirklich wichtig. »Der Antragsweg wird zwar sicher nicht ein halbes Jahr für dich brauchen, weil er für mich ja schon durchgegangen ist und du sogar den Auftrag hast, dazu zu forschen, aber ich würde schon einrechnen, dass es knapp wird, den bis übermorgen durchzuhaben.«

Ich nicke nachdenklich. Ich überlege gerade, ihr vorzuschlagen, uns erstmal um das andere Thema, Raumfahrt, zu kümmern, und zu einer späteren Vorführung zu gehen – Müller wird leider sicher nicht zum letzten Mal eine veranstalten –, als sie mir das ausschlaggebende Argument gibt.

»Wir könnten natürlich auch so tun, als wäre jemand von uns infiziert, und der anderen Ärztin einen Besuch abstatten. Ihre Praxis ist von heute Nachmittag bis Abend offen.«

»Lass uns erstmal zu der Vorführung gehen. So eine Undercover-Mission ist mir nicht so geheuer.« Und ist sie erlaubt? Aber das frage ich jetzt nicht. Denn wenn ich das frage, entstehen womöglich Pläne.

Die Informatikerin lächelt und trägt den Termin im Kalender ein. »Ich freue mich schon. Schön, dass du mitkommst.«

Etwas daran ist mir auf sehr drastische Art unheimlich. Ich kann nicht greifen, was genau. »Lass uns ein grobes Brainstorming zu unserem Rechercheplan zum Thema Raumfahrt machen!«, schlage ich vor, um das Thema zu wechseln.

»Gern!« Wießner lächelt und schlägt das Notizbuch auf. »Wieviel Ahnung hast du denn schon von Raumfahrt?«

»Reichlich wenig.« Ich kichere verzweifelt.

»Ja, schon klar, aber wie würdest du diese Aufgabe angehen?«, bohrt sie nach. »Hast du dir noch gar keine Gedanken gemacht?«

Das habe ich tatsächlich nicht, aber ich mag es nicht zugeben. Also versuche ich, Struktur in das wenige, was ich weiß, zu bekommen. »Mir ist bekannt, dass die meiste Zeit der Reise einfach passiert: Wir gleiten durchs All ohne Antrieb.« Ich warte ein Nicken der Informatikerin ab. »Die Schwierigkeiten bestehen also vor allem beim Anfang und Ende der Reise, in der Berechnung von Planetengravitation und so, und wie wir von der Erde wegkommen, und woher wir den Treibstoff dafür bekommen.«

Wießner lacht wieder. »Du hast dir wirklich noch keine Gedanken gemacht, oder?« Sie hat mich erwischt und grinst schief auf mein beschämtes Nicken hin. »Aber deinen spontanen sind sie ganz gut. Fahr fort!«

»Außerdem müssen wir das Raumschiff wieder dicht kriegen, oder irgendwie rausfinden, ob es noch dicht ist.« Ich runzle die Stirn. Die Vorstellung, wie uns auf der Reise zunehmend die Luft entweicht, schnürt mir die Lunge zu. »Hast du auch solche Angst, an der Aufgabe zu scheitern?« Habe ich das gerade wirklich gewagt, zu fragen.

Wießner mustert mich aufmerksam.

Dieser Blick, dem wenig zu entgehen scheint, wird noch mein Ende sein. Ich atme langsam, und hoffe, dass die dunklen Linien immer noch nicht ihren Weg in mein Gesicht finden.

»Ich habe auch Angst, zugegeben.« Sie sagt es distanziert. »Aber die kritischen Aufgaben kommen später. Jetzt arbeiten wir erstmal daran, überhaupt anzufangen.«

Ich nicke. »Du hast recht.« Ich spüre, wie meine Hände zitterig sind, als ich nach meiner Kaffeetasse greife. Dabei stelle ich fest, dass ich heute erstaunlich lang konzentriert und klar bin. Das ist gut. »Ich denke, ich würde beim Lexikon starten und dort über Raumfahrt lesen. Vielleicht ist es in diesem Punkte sogar mal hilfreicher als das Wikipedia-Buch.«

»In Mathe-Fragen ist dieser ansonsten super Wälzer tatsächlich weniger hilfreich als Fachbücher! Ich habe mich ja schon oft gefragt, warum sie ein

monsterdickes Buch mit Winzschrift erstellt haben, statt mehrere Bände zu drucken.« Wießner schüttelt verständnislos den Kopf.

»Sie haben ursprünglich geplant, nicht nur die deutsche Fassung zu Papier zu bringen, und dann für jede Sprache ein Buch zu haben, aber es hat keinen Sinn ergeben, weil hier niemand mehr eine andere Sprache spricht«, erkläre ich. So richtig sinnvoll erscheint mir das aber sogar unter dem Gesichtspunkt nicht. Mir ist auch bekannt, dass sie gefiltert haben und nicht alle Einträge im gedruckten Buch gelandet sind, damit es noch irgendwie handhabbar ist, aber ich hätte lieber eine vollständige Fassung in zehn Bänden, aber in besser lesbar, gehabt.

»Ich spreche Englisch«, widerspricht Wießner. »Du nicht?«

»Nicht so gut«, gebe ich zu. »Ich wollte das immer mal besser lernen, aber es fällt mir schwer.«

»Ich habe ein Wörterbuch und ein Fantasy-Buch geliehen, das im Raumschiff gefunden wurde. Per Anhalter durch die Galaxis, heißt es auf Deutsch. Ist kurios.« Wießner trinkt ihren Tee aus. »Informatik zu studieren ohne Englisch zu verstehen, ist aber ein Ding der Unmöglichkeit.«

»Du hast ein Buch aus dem Raumschiff mitgenommen?«, frage ich. »War das nicht etwas, was du nicht darfst?« Vielleicht sollte ich aufhören, meine Fragen danach, ob sie alles regierungskonform tut, so direkt zu stellen.

»Ich darf einen Antrag auf das Leihen einzelner Bücher stellen. Ich war dazu nichtmal selbst in der Bibliothek. Ich habe ein englischsprachiges, fiktionales Buch mit Raumfahrtbezug bestellt, und dieses bekommen.« Wießner öffnet das Notizbuch. »Zurück zum Thema: Du meinst, wir sollten das Raumschiff-Lexikon für den Einstieg nehmen?«

»Ja, dachte ich mir. Ich denke, wenn es speziell für die Reise mit dem Raumschiff erstellt worden ist, dann wird es darin vielleicht auch gute, etwas komplexere erste Übersichten geben, und Quellenangaben, mit denen wir dann weitermachen können.«



Als wir wieder zurück zum Raumschiff gehen, regnet es. Ich stecke das hölzerne Buch nicht ganz rechtzeitig unter meinen dünnen Mantel, es hat ein paar Tropfen abbekommen. Verdammt möge ich sein. Ich werde unachtsam.

Kurz bevor wir den Westeingang des Rausschiffs erreichen, der näher am Rathaus liegt als der Südeingang, den ich sonst immer nehme, höre ich ein Wispern wie aus vielen leisen Stimmen. Ich sollte es ignorieren, aber es kommt mir vertraut vor und meine Neugierde ist zu groß, was es zu bedeuten hat. Ich verharre und blicke mich um.

Wießner steht schon im Eingang aber bemerkt mein Halten. »Was ist los?«

Ich lausche gebannt in den Regen. Ich höre das leichte Prasseln auf dem Metall des Raumschiffs und von einem seltsamen Gebäude, das daneben steht und mir bisher nie aufgefallen ist, aber da ist noch etwas. Ich kann es nicht greifen. Als ob es mir persönlich etwas mitteilen wollte, auch wenn ich nicht einmal Wörter erfassen kann.

Ist es meine Krankheit?

»Ich dachte, mich hätte jemand gerufen. Muss mich verhört haben«, sage ich. »Was ist das eigentlich für ein Klotz?« Ich deute auf das metallene Gebäude, angrenzend ans Raumschiff, aus schiefen Metallplatten zusammengeschweißt. Es ist offensichtlich aus Raumschiffmaterial und genauso offensichtlich nicht Teil des Raumschiffs.

Wießner zuckt mit den Schultern. »Es kam mir auch immer seltsam vor. Ich habe mal gefragt und eine nicht sehr klare Antwort gekriegt, dort lagerten Reliquien aus der Anfangszeit. Oh! Darüber forschst du ja gerade! Sollen wir es uns ansehen?«

Ich nähere mich dem fast würfelförmigen Bau. Er hat eine Tür, die im

Gegensatz zu jenen im Raumschiff rechteckig ist wie normale Türen, aber es gibt keine Türritzen. Wie von selbst lege ich meine Hand auf das Metall, und es ist, als würde etwas darin Kontakt zu mir aufnehmen wollen. Ich blinzele verwirrt.

Die Tür hat kein eingebautes Schloss, dafür einen sehr robusten Riegel mit einem Vorhängeschloss. Es ist ein Zahlenschloss. Ob ich in diesem seltsam wachen Zustand einfach die richtige Kombination raten könnte? Ich fühle in meine eine Hand an der Tür, lege die Finger der anderen an die Rädchen des Schlosses. Aber mir kommt keine Eingebung. »Kannst du so etwas knacken?« Ich höre meine eigene Stimme wie aus einer anderen Welt.

Wießner tritt an mich heran und nimmt das Schloss in die Hand. »Ich denke schon. Vielleicht. Ich habe zumindest darüber gelesen, wie das geht.« Sie lässt es los und wechselt den Tonfall zu einem viel realerem. »Venke, wir sollten hier keine Schlösser knacken!«

Sie hat mich bei meinem Vornamen genannt. Sollte ich das bei ihr auch tun? »Du hast recht.« Ich versuche mich erst einmal wieder zu erden, aber es gelingt mir nicht.

Ich atme tief durch und möchte mich von dem Gebäude lösen, aber ich kann nicht. Ich muss da hinein! Ich brauche Antworten! Und mir ist, als würde ich hier endlich welche finden können. Ich habe nicht mehr viel Zeit.

Ich nehme all meinen Mut zusammen und riskiere, dass Wießner irgendetwas hiervon im Ethikrat verrät und ich meine hartverdienten Deuts verliere. »Würdest du es trotzdem tun? Ich bin mir sicher, dass es genehmigt würde, aber das würde Zeit brauchen, schätze ich. Und ich würde mein anderes Projekt gern schnell abschließen, um Zeit für die Raumfahrt-Geschichte zu haben.«

Wießner betrachtet mich mit gerunzelter Stirn. Der Regen hat ihre blauen Haare dunkler gefärbt. »Das fragst du jetzt nicht, weil du testen willst, ob ich bereit bin, gegen Regeln zu verstoßen? Mir ist aufgefallen, dass du wirkst, als habest du ein Regelbuch gefressen und fändest frevelhaft, sollte ich davon abweichen.«

»Oh. Nein.« Ich grinse verlegen. Mist. Das, was ich befürchtet hatte, ist

passiert. »Ich habe ein Regelbuch quasi gefressen, das stimmt. Ich war mehr erstaunt, was alles im Rahmen der Regeln möglich ist.«

Wießners Stirn bekommt noch mehr Falten. Sie schüttelt schließlich den Kopf. »Ich mache das nicht, ohne eine Genehmigung. Ich werde jetzt zum Empfangsbüro gehen und fragen, ob wir im Rahmen unserer Recherche schon ohne weiteren Antrag hineingehen dürfen. Sonst stelle ich einen Antrag. Passt dir das?«

Mir bleibt wohl nichts anderes übrig. Ich nicke. »Du hast recht. Kommst du dann direkt wieder?«

»Du willst hier warten?« Wießner lächelt endlich wieder. »Du wirkst ein bisschen besessen, aber ich kann nicht behaupten, dass ich das mit einem Hyperfokus nicht auch schon gewesen wäre.«

Ihre Worte hängen mir nach, als sie durch den Westeingang das Raumschiff betritt, weil der kürzeste Weg zum Empfangsbüro an der Ältesten Bibliothek vorbeiführt.

Besessen.

Das ist auch ein typisches Wort im Kontext dunkler Magie. Aber wenn ich in mich hineinfühle, kommt es mir nicht so vor. Ich fühle mich zwar, als würde mir die Kontrolle über meine Verfassung und meine Wahrnehmung entgleiten, aber nicht, als würde ein anderes Wesen diese übernehmen oder mich kontrollieren.

Ich seufze, fühle in meine Hand, die am Metall der Tür ruht, und schließe die Augen. Gerade im Gespräch mit Wießner war es leiser, nun höre ich die Stimmen wieder mehr. Hören ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck. Oder doch? Das Wispern ist nicht nur im Außen, sondern auch in mir drin. Vielleicht bin ich noch nicht besessen, aber es passiert mir gerade? Vielleicht ist mein Körper durch die fortschreitende Krankheit nun nicht mehr fähig, sich dagegen zu wehren? Vielleicht will ich es sogar, in der Hoffnung, dass es ein Wesen oder eine Entität mit Antworten ist.

Ich versuche meine Hand von der Metalltür zu lösen, aber ich kann nicht. Ich glaube, dass es meine Faszination ist, die mich nicht lässt. Aber vielleicht ist es auch ...

Das Schloss. Wießner kann es knacken. Aber wenn sie die Erlaubnis bekommt, bekommt sie sicher auch den Zahlencode. Es enttäuscht mich beinahe. Ich hätte ihr gern beim Knacken des Schlosses zugesehen.

Ich könnte es einfach verschwinden lassen.

Mir entgleitet etwas, und es fühlt sich nicht wie Kontrolle an, sondern wie Vernunft. Ich verliere meinen Fokus darauf, zu tun, was von mir erwartet wird. Zu tun, was unauffällig ist, was wichtig wäre, um weiterhin Zugang zum Raumschiff zu behalten.

Ich fühle, wie wichtig mir das ist, zu erfahren, was ich in diesem Raum vorfinden kann, und dass auch nur einen Tag länger auf eine Antragsgenehmigung zu warten, mir zu lang ist. Wießner wird für heute keine Erlaubnis mehr erhalten, ich kenne das System.

Ich betrachte das Schloss und wünsche mir, – ich fordere –, dass es verschwindet. Ich forme den Wunsch sorgfältig aus und beobachte, wie es erst nur noch die Idee eines Schlosses ist, als hätte man zu lange eine Landschaft im Gegenlicht angeschaut und dann die Augen geschlossen, und dann verschwunden ist. Es überrascht mich kaum, dass kein schwarzes Loch dort wabert, wo es gewesen ist.

Ich öffne die Tür einen Spaltbreit und schiebe mich in den dunklen Raum. Nur das Licht durch den Spalt fällt herein. Ich öffne die Tür nicht weiter. Ich brauche das Licht nicht. Ich weiß, was sich hier befindet.

Meine nackten Füße betreten den Waldboden, erfüllen die Wurzeln, die in Türnähe nur vereinzelt aus dem Grund brechen. Sie sind erdig und bewegen sich wie die Linien unter meiner Haut. Ich weiß nicht, wie, aber sie vermitteln mir den Weg. Ich fühle ihr Leben durch meine Fußsohlen und das Wispern wird lauter. Immernoch verstehe ich kein Wort. Aber ich weiß, dass ich weiter hineintreten soll.

Also folge ich den Stimmen. Irgendwo in meinem Hinterkopf vernehme ich einen Fetzen Vernunft, der mir sagt, ich solle nicht auf dunkelmagische Stimmen hören. Aber es fühlt sich richtig an. Für den Moment. Als würde ich hier das erfahren können, was ich brauche, um dunkle Magie heilen zu lernen. Vielleicht zu einem hohen Preis. Für etwas, was eine Entsprechung

davon ist, die eigene Seele zu verkaufen. Aber wenn ich damit Menschen retten kann, will ich ihn zahlen.

Wenn ich hier je wieder herauskomme. Wenn ich überlebe und nicht von der Erde gefressen und verdaut werde.

Aber was bedeutet mein Leben, wenn ich meinem Beruf nicht gerecht werden kann. Und würde ich, wenn ich jetzt entkäme, noch lang genug leben, um anders an Antworten zu kommen?

Ich trete ins Dunkel. Die schwere Tür gleitet zu und ich sehe überhaupt nichts mehr. Und doch, ich weiß immer noch genau, was sich hier befindet.

Ich balanciere über Wurzeln und Geäst, das warm und rindig – aber überraschend weich für Holz – unter meinen baren Füßen liegt, in die Mitte des Hauses. Denn ein Haus aus lebendem Holz ist es. Eines der ersten Häuser auf diesem Planeten. Ich berühre den Eingang mit meinen nackten Fingern und wundere mich, wo meine Handschuhe geblieben sind. Erst in dem Moment fällt mir auf, dass ich eigentlich auch Schuhe getragen habe, aber dies ist kein Ort für Schuhe. Dies ist ein Ort einer tiefen, grenzenlosen Verbindung.

Das Haus hat keine Tür, nur den Eingang, der sich aber hinter mir schließt. Es besteht aus einem Geflecht aus Wurzeln und Ästen. Es ist angenehm warm hier drin. Nur das Flüstern ist dunkel geworden. Klarer auch, aber es trägt den Klang einer ermüdeten Not in sich. Ich setze mich auf eine Bank, die sich für mich formt, als hätte die Höhle meine Gedanken gelesen, und berühre eine erdige Wurzel, die sich mir entgegenschiebt. Instinktiv ziehe ich sie an meine Brust, wo mein Herz langsam pocht, als wäre es müde.

Sofort, als würde eine neue Realität meine überblenden, fühle ich mich in eine andere Zeit versetzt. Es erfüllt mich mit Schwindel, was ich wahrnehme und ich lege mich auf die Liege, die mich in Erde und weiche Wurzeln einbettet und mit dem Wald verbindet.

Ich erinnere mich nun plötzlich wieder an meine Ausflüge der letzten Nächte, an den Stadtrand oder in die Baumansammlung im Park. Auch dort war schon das Wispern gewesen, aber so leise, dass ich es nicht einmal so bezeichnet hätte. Es war wie ein klägliches Versuch gewesen von dem, was

hier gerade passiert. Aber dieses Mal fühle ich mich, als ob ich in der Lage sein werde, mir merken zu können, was ich erlebe. Ich werde mein neues Wissen später noch haben, wenn es ein hinterher gibt.

Ich kämpfe nicht dagegen an, als ich schwaches Sonnenlicht sehe, sehe, wie das Raumschiff landet, der Wald dafür zur Seite weicht, aber manche der Bäume vom schweren Metallungetüm zerdrückt werden. Es schmerzt ein wenig, aber es ist aushaltbar.

Ich sehe Menschen aus dem Raumschiff treten. Einige rennen, einige schleichen, viele wirken ... ich kann es nicht in Worte fassen. Niemand wird diesen Moment in Worte fassen können. Aber ich fühle es.

Ich gleite von Mensch zu Mensch, sehe sie aus der Perspektive der Bäume, und fühle etwas, was der Wald über die Menschen gespeichert hat. Die Müdigkeit und Erschöpfung aus einer Jahrhundertreise. Jeder Mensch fühlt anders, aber sie können nicht mehr, sie sind am Ende, und niemand hat die Kraft, jetzt aus Nichts etwas aufzubauen. Obwohl der Planet nicht kalt ist, frieren sie, liegen zitternd am Boden. Und der Wald formt aus seinem Holz Hütten über sie. Hütten wie diese, die letzte der ersten Hütten auf diesem Planeten.

Das war der Anfang.

Es gibt keine Schriftstücke aus der Zeit, weil ihnen die Sprache fehlte. Die Menschen, die diesen Planeten besiedelt haben, haben mit einem Mal beim Verlassen des Raumschiffs die Fähigkeit, Laute zu formen, verloren. Es war still und bedrückend, und gleichzeitig ein Neuanfang, für den jegliche Kraft eigentlich fehlte, der deswegen aber nicht weniger passiert ist. Eine Befreiung, die über die Fähigkeiten des Befreiens ging, und doch geschehen musste.

So wie der Wald sie am Anfang aufgefangen hat, tut er es jetzt auch mit mir. Ich bin erschöpft vom Fühlen des Leids damals. Ich werde nie wieder der gleiche Mensch wie vorher sein. Und nie die Gefühle, die ich gerade verstanden habe, in adequate Worte fassen können. Ich werde sie in mir tragen, tief in mir verborgen. Antworten, die ich niemals aussprechen können werde, weil die Sprache versagt. Oder weil sie mich ermüden wie die Menschen damals und der Wald mich beerdigt. Ich fühle die Wurzeln, wie

sie um meinen trägen Körper kriechen. Sie sind warm und bilden einen Kokon um mich herum. Sie fesseln meine Handgelenke und Füße, meinen Torso, dringen wie Äderchen in meinen Körper, aber als sie meinen Hals erreichen, erfasst mich doch ein Gefühl aus dem Diesseits, nur unscheinbar: Panik.

Ich muss es schaffen, jetzt mit meinem neuen Wissen den Bunker zu verlassen, in dem die Regierung das letzte lebende Holz in der Stadt eingesperrt hat. Das Geäst muss zurück in den Wald. Es ist ein lebendiges Wesen, gefährlich für den Menschen, aber ich bin Ärztin und möchte jedes Leben schützen. Nur habe ich keine Chance, gegen die Wurzeln anzukämpfen.

Dann verlasse ich den Bezug zum Hier und Jetzt wieder, aber auch den zur Vergangenheit vor etwa zweihundertfünfzig Jahren. Ich bin so müde. Die Wurzeln um meinen Hals stören mich nicht mehr, wenn ich den Kopf nicht versuche zu heben. Irgendwo in der Ferne höre ich angenehme Laute, die fast Musik sind, als das Holz sich auch über meinen Kopf wickelt, die feinen, weichen Wurzeln in meine Ohren kriechen. Das Gestrüpp wächst durch meine Zehenritzen und zwischen meinen Fingern entlang, dringt unter meine Kleidung und hält mich fest. Ich kann mich nicht mehr bewegen und gebe mich hin, entspanne mich und merke, wie eine andere Art Schlaf mich einholt. Der Schlaf der Ewigkeit. Und ich werde Teil des Waldes.

Der andere Andertarzt

Die Zweige bilden einen engen Tunnel, an dessen Ende es leuchtet. Ich nähere mich dem Licht, ohne mich zu bewegen. Mir fallen die Augen zu, aber ich fühle mich erlöst. Befreit. Getragen. Ich bekomme wenig mit von der Reise. Irgendwann spüre ich reinstes, gleißendes Sonnenlicht auf meiner nackten Haut. Ich öffne knispelnd die Augen und sehe Jastus als leuchtende Gestalt vor mir. Ich kann das Gesicht kaum erkennen. Die Augen strahlen bläulich weiß wie zwei kleine Sonnen.

Als sie sich mir ganz zuwendet, verblasst das Licht, und ich kann meine Umgebung besser ausmachen. Dass ich Jastus im Jenseits begegnet wäre, hätte ich mir vorstellen können, aber ich befinde mich in Jastus' Wohnzimmer.

»Warum bin ich nackt?«, ist die erste Frage, die mir über die Lippen kommt.

Ich spüre Jastus' weiches Sofa unter mir. Es fühlt sich real an, und das enttäuscht mich. Habe ich alles erfahren, was ich wissen wollte? Das Gefühl, das ich nie wieder vergessen wollte, die Energielosigkeit nach der Ankunft, verblasst in mir schon, und je mehr ich versuche, es festzuhalten, desto mehr entgleitet es mir.

»Ich habe dich so vorgefunden«, antwortet Jastus.

»In dem Waldhaus?«, frage ich nach.

Jastus nickt. »Ich denke mal, das Waldholz hat deine Kleidung gefressen. Und ich hoffe, dass ist das schlimmste, was dort passiert ist.«

Ich atme schwer, obwohl ich es nicht mehr gegen fesselnde Wurzeln antun muss, richte mich auf und wickle mich in eine Decke. Dabei fällt mir auf, dass die schwarzen Linien auf meinem Körper zwar nicht weg, aber

doch weniger geworden sind. Ob Jastus' Licht doch hilft? »Was hattest du dort verloren? Wieso hast du mich gefunden?«

»Willst du dich darüber beschweren?« Jastus ist ernst, wie ich sie noch nie erlebt habe.

Ich schüttele den Kopf. »Ich möchte verstehen, in was für einer Lage ich bin. Offenbar lebe ich noch.«

»Da bin ich auch sehr froh drum. Überraschend unversehrt für die Mengen Waldholz, das ich aus dem Weg strahlen musste, um dich darunter begraben vorzufinden.« Jastus schlägt die Augen nieder, als hätte sie das sehr erschöpft. »Inger Wießner kam ins Empfangsbüro und hat gefragt, ob ihr den Reliquienbunker besichtigen könnt. Barbs hat nachgeschlagen und gemeint, es könnte zum Raumschiff gehören, zu dem du Zulassungstyp F bist, und hat mich gefragt, ob ich euch begleiten würde.« Jastus stöhnt genervt auf. »Ich habe mir schon gedacht, dass du dir mit diesem Verschwindeding selbst Zugang verschaffen würdest. Der Raum ist gefährlich. Das hast du sicher geahnt und wolltest deshalb niemanden dabei haben.« Jastus hält inne, als sie mein Stirnrunzeln beobachtet. »War das nicht so?«

»Ich habe nicht mit einer Genehmigung am selben Tag gerechnet und wollte aber direkt hinein«, erkläre ich matt. »Aber du hast recht. Wenn ich gewusst hätte, was mich erwartet ...« Eigentlich habe ich es gewusst. Beziehungsweise zumindest habe ich gewusst, dass ich darin allein sein will. »Doch, du hast recht, ich wollte auch niemanden dabei haben, weil mir klar war, dass ich mit gefährlich dunkelmagischen Dingen in Kontakt kommen würde.«

Jastus schüttelt langsam den Kopf über mich. »Venke! Das ist nicht ohne Grund in einem Metallbunker eingepfercht. Das ist hochgradig gefährlich!«

»Ich weiß.« Ich erwidere ihren ernsten Blick und halte ihm stand. Ich tue nicht so, als würde ich in Zukunft anders entscheiden.

Jastus seufzt abermals. »Ich habe jedenfalls klargemacht, dass der Raum nicht zum Raumschiff gehört, ihr keinen Zutritt dazu habt und ich nach dir sehe, ob dir auch nichts passiert ist, weil die Reliquien darin sehr gefährlich sind. Wießner wollte mitkommen, aber ich habe sie zurückgewiesen.«

»Heißt das, nur du hast mich gesehen, wie ich drin war?« Ich habe eine Hoffnung, die ich kaum auszusprechen wage.

Jastus nickt bedeutungsschwer. »Es weiß immer noch niemand außer mir, dass du infiziert bist, und niemand weiß, dass du da drin warst. Ich musste allerdings ein ähnliches Zahlenschloss dort einhängen. Es hat nicht denselben Code. Das wird irgendwann auffallen.«

»Ich habe weiterhin Zugang zur Ältesten Bibliothek und zum Raumschiff?«, spreche ich die Hoffnung aus. »Ich kann weiterforschen?«

Ich blicke aus dem Fenster, um die Tageszeit abzuschätzen. Meinen Praxistag habe ich verpasst. Ich denke an meine Patient*innen, die dieses Mal nichtmal einen Zettel vorgefunden haben, dass ich nicht da bin, und vermutlich lange vergeblich gewartet haben. Aber wenn ich ehrlich bin, wäre ich gesundheitlich wirklich nicht in der Lage gewesen, diesen Praxistag zu leisten.

Ich lehne mich zurück ins Sofa. »Danke, Jastus.«

Jastus senkt den Kopf. »Es ändert nichts an deinem Trennungswunsch, oder?«

Ich will zustimmen, aber ich hadere. Gefährlich lang. Ich denke darüber nach.

Wenn mich die neue Erkenntnis weiterbringt, kann ich vielleicht sagen, dass die Trennung nicht mehr für lange ist. Auf der anderen Seite, hätte Jastus mich nicht gerettet, wäre ich jetzt tot. Ich hätte niemandem mehr helfen können.

Die Wahrheit ist, dass ich nicht einen Tag länger von ihr getrennt sein möchte. Aber ich muss.

»Ich bin übermorgen auf einer Vorführung von diesem Müller. Dem Andertarzt.« Ich wickele mich enger in die Decke. »Würdest du mich dort abholen?«

Jastus hebt den Kopf, die Stirn gerunzelt. »Ist das ein ›nein‹? Du lässt zu, dass ich dir helfe?«

»Übermorgen.« Ich atme tief ein und langsam wieder aus. »Ich weiß ehrlich gesagt nicht, was ich machen soll. Ich habe in der Waldhütte Stimmen

gehört. Oder eher ... Bilder gesehen, denke ich. Ich habe erfahren, wie es hier auf dem Planeten angefangen hat.«

Jastus sieht noch skeptischer aus und erhebt sich schließlich. Sie kocht Wasser auf und gießt Kaffee auf, als wäre mein Bericht ohne das Gebräu nicht zu verdauen.

Dann verlässt sie den Raum sogar, aber sie kommt rasch mit einem Satz Kleidung zurück, der nicht ausgebleichen ist, aber viel zu groß für meinen Körper.

Ich nehme sie dankbar an, schlüpfe hinein und trage nun einen beigen Pullover, dessen Ärmel über meine Hände reichen, sodass ich die Handschuhe gar nicht bräuchte.

»Mich machen Stimmen skeptisch, die Leute aus dem Wald hören«, sagt Jastus. »Ich habe schonmal eine Person aus dem Raum gefischt. Daher weiß ich, wie es darin aussieht. Sie hat auch Stimmen gehört und ist ihnen wenig später in den Wald gefolgt. Auch dort habe ich sie gefunden und wieder eingesammelt. Sie musste eingesperrt werden, weil sie jede Nacht versucht hat, in den Wald zu gelangen, und wie immer sie das geschafft hat, aber die Stadtmauer schien kein Hindernis für sie zu sein.«

»Hat sie gesagt, was die Stimmen ihr erzählt haben?«, frage ich neugierig.

»Sie hat gesagt, sie haben nach ihr gerufen. Nichts weiter.« Jastus gießt Kaffee in zwei Becher und stellt mir einen davon hin. »Sie hat die Stimmen überall gehört. Ist das bei dir auch so?«

Ich schüttle den Kopf, halte aber dann inne. »Nicht überall. Aus dem Raum am deutlichsten.« Ich umklammere meine Beine in den schlabbrigen, hochgekrempten Hosen, als ich zugebe: »Ich bin aber auch schon nachts an der Stadtmauer gelandet. Oder im Stadtpark beim Rathaus auf dem Waldboden.«

»Im Stadtpark auf dem Waldboden?«, wiederholt Jastus. »Gut zu wissen. Dann müssen da mal ein paar Lichtwachten dran. Ich denke, das bedeutet, dass dort wieder Waldholz lebt. Es wird von unten dort hingewuchert sein. Keine erbauliche Vorstellung.«

»Wurzeln. Ja, denke ich.« Ich erinnere mich wage an meine Nächte dort.

»Die feinen Wurzeln sind über mich rübergewachsen, während ich dort lag. Es war ähnlich wie im Tresor, aber weniger drastisch. Ich konnte mich immer befreien.« Gerade halte ich es nicht für Träume. Es schwankt, wann ich es für Träume halte und wann nicht.

»Venke!«, entfährt es Jastus. »Ich mache mir wirklich Sorgen.«

»Ich glaube nicht, dass mir das wieder passiert.« Ich greife nach meinem Kaffeebecher und beobachte, wie sich Jastus' schwaches Licht in der dunklen Oberfläche spiegelt. »Ich hatte Fragen. Nun habe ich Antworten.«

»Was für Antworten?« Zwischen Jastus Augenbrauen brauen sich die Sorgenfalten zusammen.

Ich versuche, mein Erleben zu rekapitulieren. Es sind Antworten, denke ich. Dachte ich. Oder doch nicht? Die Vision hat gar nicht von dunkler Magie gehandelt. Oder?

Ich bin mir sicher, dass die Antwort eigentlich klar vor mir liegt. Es ist wie sonst auch: Du wünschst dir, dass du verschwindest, also bewirkt die dunkle Magie, dass du verschwindest. Du wünschst dir Antworten, also führt dich das Dunkle dorthin, wo du sie erhältst. Ist das so?

»Was für Antworten?«, wiederholt Jastus. »Dein Verhalten wirkt auf mich, als wärest du nicht ganz klar, als hätte die Krankheit schon in dein Denken eingegriffen. Rede mit mir!«

Ich blicke auf, sehe Jastus direkt in die Augen. »Ich fühle mich relativ klar. Das war die letzten Tage schlimmer.«

Jastus schnaubt. »Gut zu wissen.«

»Die Antworten haben sich mir noch nicht erschlossen«, gebe ich schließlich zu. »Vielleicht sollte ich doch noch einmal in den Raum gehen.«

Jastus wirft den Kopf nach hinten und ihr Kaffee schwapppt dabei fast über. »Du bist unmöglich, Venke.« Sie seufzt schwer. »Ich unterstütze dich. Wenn du mich überzeugen kannst, dass dir das hilft, zu heilen, ob dich oder meinetwegen sogar nur andere, dann lasse ich dich in den Raum und beschütze dich. Keine Frage. Aber du müsstest mich schon überzeugen, dass es nicht einfach bloß das Wispern des Waldes ist, das dich kriegen will.«

Wispern. Jastus hat es >Wispern des Waldes< genannt, als wäre das ein

stehender Begriff. Und jetzt, wo ich ihn so höre, erinnere ich mich, dass es ein Symptom dunkler Magie ist. Ich hatte vor nun schon längerer Zeit eine Patientin, die es gehört hat und bald darauf verschwunden war. Es ist mir zu selten untergekommen. Aber ich bin Ärztin für dunkle Magie. Warum habe ich es nicht erkannt?

Aber die Bilder. »Das Wispern des Waldes hat mich gerufen, das stimmt. Das ist ein Symptom.« Ich sage es auch zu mir selbst, um es festzuhalten. Es ist ein wichtiges Argument und es fühlt sich an, als wollte etwas Dunkles in mir es schlucken und vor mir verbergen. »Aber als ich in dem Reliquienraum mit lebendem Waldholz in Kontakt gekommen bin, habe ich mehr vernommen. Ich habe aus der Sicht des Waldes gesehen, wie das Raumschiff hier gelandet ist. Und wie sich die ersten Hütten aus dem Wald für die Menschen gebaut haben.«

Jastus blinzelt und wirkt zweifelnd. »Also hat der Wald etwas Gutes für die Menschen getan?«

Ich stutze. »Ja, so kann man das sehen.«

»Das würde mich misstrauisch machen«, gibt Jastus zu verstehen. »Ich traue dem Wald nicht. Ich traue ihm zu, dass er dir Bilder in den Kopf setzt, die dich davon überzeugen wollen, dass dunkle Magie eigentlich nichts Schlimmes ist. Wie bei einem Virus, der ja auch überleben will und sich anpasst.«

»Du meinst, der Wald verarscht mich?« Ich muss unwillkürlich grinsen.

»So ungefähr«, sagt Jastus. »Ich glaube, der Wald hat nicht die Bilder gemacht, sondern du. Die dunkle Magie bewirkt, dass du Bilder siehst, die dich davon überzeugen würden, aufzugeben. Und dann träumst du die Bilder, die das mit dir machen würden. Sie kommen aus deinem Inneren.«

Woher hat Jastus eigentlich so ein gutes Gefühl für dunkle Magie?

Sie hat recht damit, dass sich die Bilder inzwischen anfühlen wie ein Traum. Ich habe etwas bessere Erinnerungen daran, vor allem an die Inhalte, als an meine ersten Ausflüge zur Mauer oder in den Stadtpark. Aber das ist auch schon alles. Es ist mir entglitten, als wäre das alles nicht wahr.

Aber es hat sich wahr angefühlt. So echt! Morgen werde ich vielleicht schon nicht mehr daran glauben.

Und was es mir sagen will, weiß ich ehrlich gesagt auch nicht. Aktuell fühle ich keinen starken Sog in mir, um die Fragen zu klären etwas Gefährlichen zu tun, aber ich kann mir vorstellen, dass es mich doch bald wieder packt.

Ich seufze. »Was schlägst du vor?«

Jastus wirkt, als würde etwas in ihr loslassen. Ihr Körper verliert an Anspannung. »Ich freue mich gerade sehr, dass du mich um Rat fragst. Und mit mir redest. Ob ich guten Rat habe, sei dahingestellt.« Sie holt tief Luft. »Ich fände zumindest gut, wenn du deine Pläne mit mir besprichst, bevor du einfach in den Wald oder in dunkle Räume mit Restwald spazierst. Ich kann dich da nämlich schützen. Und ich kann dir Flausen ausreden, hoffe ich. Ich verspreche im Gegenzug, dass ich dich ernst nehme und drauf ankommen lasse, dass du mich überzeugst. Es ist ja nicht so, dass ich nicht einsehe, dass du Risiken eingehen musst, um etwas über Heilung zu lernen.«

Ich liebe diese Frau einfach. Mir bleibt einen Moment die Luft weg und dann fließen mir Tränen übers Gesicht. Ich tupfe sie mit den zu langen Ärmeln ab.

»Und für heute Nacht schlage ich vor, dass ich deinem Vater noch eine Nachricht zukommen lasse, dass du hier bleibst. Ich würde mich gern um dich kümmern«, fährt sie fort. »Ich würde gern deine Haut beleuchten, weil ich wirklich glaube, dass es etwas bringt. Und wenn es nur Wärme und Vitamin D ist.«

Ich lache. »Du hast echt mehr Ahnung von Medizin, als ich je vermutet hätte! In der Andertstadt haben sie alle D-Mangel. Das halte ich durchaus für einen Risiko-Faktor bezüglich Infektion mit dunkler Magie.«

»Dann findest du meinen Vorschlag also gut?« Jastus lächelt beinahe.

In diesem Moment wird mir bewusst, dass sie es den ganzen Abend hier noch nicht getan hat. Jastus, die immer gut gelaunt ist. Sie muss eine unheimliche Angst gehabt haben, dass ich wieder gehe, wofür sie fast die Gewissheit gefühlt hat.

Aber ich bin noch nicht sicher, ob ich es nicht doch sollte.

Ich seufze. »Ich würde mich damit einverstanden erklären, mit dir bis übermorgen Abend so vorzugehen«, entscheide ich mich schließlich. »Aber ich mache keine Versprechungen, wie es danach weitergeht.«

Ich sehe, wie sich nun auch Jastus Augen mit Tränen füllen. Sie sieht weg, in ihre Küchennische, wo eine Reihe Küchenkräuter in Blumentöpfen wuchern. »Das ist beängstigend, aber mehr, als ich mir erhofft habe. Danke, dass du dich darauf einlässt.«



Später liegen wir auf einem Matratzenlager. Das tun wir immer, wenn ich übernachte. Jastus Schlafraum ist zu klein für zwei und wir wollen uns noch unterhalten, also liegen wir im Wohnzimmer auf dem Boden.

Mein Papa hat mir noch Kleidung für den nächsten Tag vorbeigebracht, nachdem er die Nachricht erhalten hat. Ich glaube, eigentlich wollte er nur nach mir sehen. Er hat erleichtert gewirkt. Vielleicht sehe ich tatsächlich gerade gesünder aus. Ich habe einen leichten Sonnebrand auf den Wangen von Jastus Behandlung.

Aber eigentlich, glaube ich, ist es eher das Kümmern als das Sonnenlicht, das mich heilt. Und Kümmern bedeutet leider, dass Jastus sich selbst in eine Aufgabe investiert, die ihr irgendwann großen Kummer bereiten wird, und das wiederum erhöht ihr Risiko, sich zu invizieren, so sehr, dass fast ausgeschlossen ist, dass sie es übersteht.

Wie auch immer ich es schaffe, aber daran denke ich im Moment nicht.

»Warum möchtest du eigentlich zu dem Vortrag vom Müller?«, fragt Jastus. »Ich dachte, du willst mit ihm nichts zu tun haben.«

»Wießner hat mich überredet.« Ich seufze. »Sie wäre alternativ zu mir gegangen. Also, zu mir in meiner Identität als Andertärztin.«

Jastus gibt einen Laut des Unbehagens von sich. »Wießner ist mir schon oft aufgefallen damit, dass sie breit gefächert und sehr aufmerksam ist.«

»Unangenehm aufmerksam«, stimme ich zu. »Und deshalb würde ich mit ihr gern zu dieser Vorführung gehen. Also, nicht gern. Aber ich glaube, dass es sonst auffällig wäre. Als Person, die die Ursprünge dunkler Magie erforscht, sollte ich daran interessiert sein.«

»Verstehe.« Jastus streichelt mir durchs Haar. »Und es macht dir Angst.«

»Woher weißt du?«

»Hm?«, macht Jastus. »Du hast mich gefragt, ob ich dich abhole, obwohl du nichts mit mir zu tun haben willst.«

Stimmt, das war offensichtlich. Ich kuschele mich an sie. Das habe ich lange nicht mehr gemacht. Eigentlich nur einmal, als ich mich relativ am Anfang unserer Freundschaft mal bei ihr in Tränen aufgelöst habe, weil mich mein Doppelleben zu sehr gestresst hat. Aber gerade fühlt es sich richtig an.

Jastus gibt einen Laut der Überraschung von sich, legt die Arme um mich und streichelt mir den Rücken. »Ich hole dich ab. Sag mir wann und wo, und ich nehme mir im Zweifel dafür frei«, verspricht sie.



Als ich am nächsten Tag wieder auf Wießner treffe, habe ich erstmal ein anderes Problem: Ich bin am Vortag einfach verschwunden. Jastus hat immerhin auf ihrem Weg, das Schloss auszutauschen, noch im Empfangsbüro mitgeteilt, dass ich gegangen wäre.

»Ich hatte noch eine Verabredung, die ich nicht mehr auf dem Schirm und fast vergessen hatte«, erkläre ich.

»Du hast mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt«, erwidert Wießner. »Jastus meinte, der Raum wäre gefährlich. Ich war mir nicht sicher, ob sie sich damit auch darauf bezog, bloß davor zu stehen. Und dann warst du weg! Du hast so neben dir gestanden, weißt du?«

»Mir ist nichts passiert.« Ich lächele und suche das Dia des Lexikons heraus, in dem Raumfahrt erklärt sein müsste.

»Du siehst tatsächlich besser aus als gestern. Es tut mir leid, dass dein anderes Projekt gestern nicht weiter vorangekommen ist.« Wießner schlägt das Notitzbuch auf und hält einen Druckstift bereit. »Ich habe den Eintrag schon gelesen, aber ich denke, es schadet nicht, es noch einmal zusammen zu tun.«



Unser erster gemeinsamer Recherchetag bringt uns gefühlt nicht weit. Aber damit habe ich auch nicht gerechnet. Eine Informatikerin und eine Historikerin, die ohne vorherige Ahnung in das Thema neu einsteigen, werden nicht gleich am ersten Tag mit einem Konzept der Recherche aufwarten.

Der zweite Tag verläuft nicht viel besser, aber das liegt auch daran, dass wir uns leicht ablenken lassen, weil am Abend die Vorführung stattfindet. Wir verabreden uns, um gemeinsam hinzugehen, und Wießner ist nervös, dass ich vielleicht nicht wissen könnte, was mich erwartet. Sie beschreibt mir Symptome und erklärt, dass er bei ihrem letzten Besuch einer Vorführung auf der Bühne einer Person etwas Dunkles aus einem kleinen Loch in der Haut gezogen hat und dass das ganze nicht unblutig abgelaufen ist.

Ich reagiere möglichst neutral und unterdrücke Aussagen wie, ich habe kein Problem mit offenen Wunden, ich bin Ärztin.



Am späten Nachmittag esse ich bei meinem Papa. Ich erzähle ihm, was ich vorhabe, und habe zwar vielleicht mit Sorge gerechnet, aber nicht mit seinem entsetzten Blick.

»Kannst du das irgendwie absagen?«, fragt er.

Ich runzle die Stirn. »Ich bin leider in einer Drucksituation und muss dahin. Aber auch, wenn ich so nicht vorgehe, habe ich wirklich keine Probleme, Operationen beizuwohnen. Das habe ich in der Ausbildung oft getan.«

»Aber nicht bei Eingriffen, wo dunkle Magie im Spiel ist«, wendet Papa ein.

»Das Prinzip ist das gleiche.« Ich puste über den Löffel warmer Nudelsuppe. Ich liebe Papas würzige Brühe.

»Ich dachte an deine Kindheit«, sagt er.

Ich verharre in meiner Bewegung, den Löffel halb zum Mund geführt. Einen Moment wird mir flau.

Ja, in meiner Kindheit hat es eine Situation gegeben, an die ich nicht denken möchte. Mir war nicht klar, dass Papa davon weiß.

Ich schiebe den Löffel in meinen Mund, fühle die angenehme Wärme der Suppe und schließe genießend die Augen. »Das ist lange her.«

Papa legt mir seine Hand auf die Schulter. »Übernimm dich nicht«, sagt er eindringlich. »Guck weg, mach die Augen zu, oder geh da doch nicht hin.«



Aber ich gehe hin. Ich nehme mir seinen Rat zu Herzen und werde mich distanzieren, so gut es geht. Wir werden auf einem Rang stehen, weit weg von der Bühne. Und es wird nicht verdächtig für Wießner sein, wenn ich mir die Augen oder Ohren zuhalte. Höchstens peinlich, aber es ist kein Drama, wenn sie mich als peinlich empfinden sollte.

Am Abend treffen Wießner und ich uns an einem Halt an den Grachten, wo wir in einer schmalen Ruderfähre zusteigen, die uns den Kanälen folgend an den Rand der Stadt fährt. Die muskulösen Ruderleute stechen die

Ruderblätter ins Wasser, ziehen durch und lassen sie über der dunklen Wasseroberfläche wieder zurückgleiten. Es ist leise. Ich mag diese schnelle Fortbewegungsart gern. Nahe der Stadtmauer auf der Südseite der Stadt steigen wir aus dem wackeligen Boot. Wenn es Fahrt hat, liegt es stabil, aber wenn ich aus dem Kahn ein- oder aussteige, fühlt es sich immer an, als würde ich gleich ins Wasser fallen.

Ich war in dieser Gegend erst einmal. Die kleine Informatikerin und ich gehen gemeinsam durch die dunklen Straßen der Andertstadt nahe der Mauer. Sie kennt sich offensichtlich aus. Nur an einer Abzweigung bleibt sie stehen, sieht sich beide Richtungen an, aber entscheidet sich rasch für die linke, ohne in eine Karte zu gucken.

»Warst du hier schon oft?«, frage ich.

»Zur letzten Vorführung. Ich habe ein gutes Gedächtnis.« Wießner schaut einen Moment in mein Gesicht. »Wäre das schlimm, wenn ich öfter in der Andertstadt unterwegs wäre?«

Ich schüttele den Kopf. »Ich habe früher in der Andertstadt gewohnt. Meine Familie hat nicht schon immer Deuts verdient.«

»Das wusste ich gar nicht!« Wießner wirkt gelöster.

Ich gewinne den Eindruck, dass sie immer noch denkt, ich würde ihre Regierungs-Loyalität prüfen. Mir kommt der Gedanke, dass es ihr vielleicht ähnlich gehen könnte wie mir. Ich habe schließlich auch Angst davor, dass sie etwas über mich rausfindet. Ob ich versuchen sollte, unauffällig vorzufühlen, ob sie vielleicht auch gar nicht so regierungstreu ist?

Aber das wiederum könnte sie panisch machen, denn das scheint ja gerade ihre Angst zu sein.

Sie hält vor einem alleinstehenden, großen Gebäude, das auf mich wie eine Lagerhalle wirkt. »Hast du eine Maske dabei?«

»Eine Maske?« Es geht um dunkle Magie, da braucht man keine Maske, das ist keine Atemwegsinfektion, denke ich. Aber das kann ich kaum sagen.

Ich taste in meiner Manteltasche und finde darin tatsächlich eine Maske. Aber nachdem ich so reagiert habe, kann ich sie einfach hervorholen?

Wießner reicht mir eine frische und lächelt. »Wenig vorbereitet, wie immer!«

Die Kritik sticht ein wenig. Aber ich schlucke es herunter und nehme die Maske an.

Ich folge Wießner in die Halle durch eine Menschenmenge, die sich auf im Raum aufgestellte Klappstühle verteilt, zu einer Treppe. Wießner öffnet eine Kette, die davor hängt, aus abwechselnd roten und weißen Gliedern, und hängt sie nach uns wieder ein. Als wir oben sind, nimmt sie die Maske wieder ab. Ich folge ihrem Beispiel. Ich bin verwirrt davon, aber dann akzeptiere ich es einfach.

»Ich bin sehr gespannt darauf, was du dazu denkst. Was weißt du eigentlich schon über dunkle Magie?« Wießner legt die Ellbögen auf das Geländer, steicht ihren blauen Zopf über ihre Schulter nach vorn und schaut mich interessiert an.

Scheiße. Ich fühle mich gestresst durch die Atmosphäre und von meiner Angst, dass sie etwas herausfinden könnte, und dann stellt sie diese Frage.

Ich denke an die Übersicht, die wir immer wieder durchgehen sollen, auf der Symptome verzeichnet sind. Dann an meine Recherche der vergangenen Wochen. Mit der kann ich vielleicht ungefährlich anfangen.

Ich stelle mich neben sie, lehne mich mit dem Rücken gegen das Geländer, um die trubelige Menge nicht so sehr beobachten zu müssen. »Weißt du, warum wir dunkle Magie so nennen?«

Wießner zuckt mit den Schultern. »Weil es so unerklärlich ist? Und halt dunkel?«

Ich runzle kurz die Stirn. »So kann man das auch ausdrücken.«

Wießner grinst breit. »Ich wusste, dass es interessant wird, mit dir zu reden! Wie würdest du es ausdrücken?«

»Ich habe zuletzt durch Fantasy-Romane quergelesen, die es auf der Erde gegeben hat. In vielen gibt es das Konzept von dunkler oder schwarzer Magie, die dem Phänomen, das wir hier erleben, nicht ganz unähnlich ist.« Ich erinnere mich, was meine Schlussfolgerung war: Infektionen verhalten

sich vielleicht ähnlich zu Vorstellungen, die Erkrankte aus Fantasy kennen. Das möchte ich eigentlich nicht mitteilen.

Ich hoffe, dass die Vorführung bald losgeht.

»Und daher kamst du auf die Idee, dass wir dunkle Magie von der Erde mitgenommen haben?«, fragt Wießner.

Ich nicke nackdenklich. Denn mir geht auf, dass nach meiner Theorie die dunkle Magie in gewisser Hinsicht schon von der Erde kommt: In Form von Vorstellungen.

»Aber es ist nur in Fantasy-Büchern, richtig?«, erkundigt Wießner sich.

Ich nicke wieder und drehe mich zur Bühne um. Das Gewusel unten wird weniger. »Ja, genau, aber seltsam ist es schon. Diese Ähnlichkeiten zum Phänomen hier und jetzt.«

»Phänomen?« Wießner lacht. »Das ist ein Euphemismus, oder?«

Ich blicke sie stirnrunzelnd an. »Ich dachte, es ist eine wissenschaftliche, neutrale Betrachtungsweise.«

»Vielleicht.« Die Informatikerin wirkt plötzlich tief nachdenklich und wechselt die Stimmlage, wirkt fast abwesend. »Was meinst du, wenn es keine dunkle Magie gegeben hat, wie kamen die Fantasy-Autor*innen auf ihre Ideen?«

»Wow, das ist eine gute Frage!« Ich bin ehrlich beeindruckt. »Meine spontane Idee wäre, dass sie aufgeschrieben haben, wovor sie Angst haben, und es verbildlicht haben. Aber meine zweite Überlegung geht mehr in Richtung Moral, denke ich. Dunkle Magie hatten meistens die Bösewichte und haben damit versucht, Macht zu bekommen oder ewig zu leben oder so etwas. Am Ende wurden sie dafür bestraft. Es wurde also ihr unmoralisches Verhalten dunkel und mächtig dargestellt.«

Wießner nickt langsam und nachdenklich. »Was ja kein Widerspruch ist. Angst vor mächtigen Alleinherrschenden ist schon sehr berechtigt. Ein anderer Zusammenhang würde sich ergeben, sollten Autor*innen an das Bild von den Mächtigen Vorstellungen geklebt haben, die ihnen sonst Angst machen.«

Mir gefällt das Gespräch mit einem Mal und ich verstehe Wießners

Motivation mit mir hierher zu gehen nun besser. Ich überlege, was ich erwidern kann, aber in diesem Moment betritt Müller die Bühne.

Müller ist breitschultrig, sein Arztkittel nicht weiß sondern Türkisblau. Seine glänzenden Schnallenschuhe klacken auf dem rauen Holz der Bühne, als er in die Mitte tritt und sich dem Publikum zuwendet. Bei der Bewegung fächert sich der Kittel auf, als wäre dies eine Modenschau.

Die Menge klatscht. Mein letztes vergleichbares Erlebnis war ein Konzert in einer ähnlichen Halle, daher habe ich mit jubelnden Rufen gerechnet, aber natürlich passiert hier nichts dergleichen. Es ist ein Arzt mit Prestige, aber es bleibt ein belastendes Thema. Ich spüre förmlich die bedrückende dunkle Magie, die im Publikum unterhalb von mir mit Sicherheit mehrere befallen hat.

»Sehr verehrtes Publikum! Ich danke Ihnen, dass Sie alle gekommen sind zu meiner Vorführung. Es ist nicht leicht, dem Schicksal ins Auge zu blicken und das Notwendige zu tun!«

Ich kann ihn jetzt schon nicht leiden. Also, ich konnte ihn ohnehin nie leiden, aber die Art, wie er spricht, macht etwas sehr Unangenehmes mit mir.

Die Menge aber klatscht und ich spüre, wie sie von ihm, seinen Worten und seiner Präsenz, eingenommen wird.

»Ich kann euch eine Geschichte erzählen! Eine Patientin kam zu mir mit Händen, an denen Stacheln und verwesende Haut gewachsen war. Wenn sie Blumen angefasst hat, sind diese verwelkt, sie hat das Leben aus ihnen herausgezogen. Ja, es war schlimm! Aber wisst ihr, was noch viel schlimmer ist?«

Das Publikum sitzt starr auf den Klappstühlen und einzelne schütteln den Kopf. Irgendjemand fordert ihn auf, weiterzusprechen.

Ich möchte nicht, dass er weiterspricht. Ich atme langsam ein und aus. Die Patientin, von der er spricht, war mal meine Patientin.

»Es hätte alles nicht soweit kommen brauchen!« Müller macht einen Schritt auf die Bühne zu und senkt die Stimme. »Wenn sie gleich zu mir gekommen wäre, als es noch nicht aus ihrem Körper gesprießt ist, dann

hätte ich ein paar saubere, gute Schnitte gesetzt und es aus ihr herausgezogen! Ich habe inzwischen Methoden entwickelt, wie ich für die meisten Anfangsinfektionen nur noch zwei kleine Schnitte setzen muss. Ich löse das dunkle durch die Zugänge mit einem Schuss Sonnenwasser an, um es dann mit einer Pinzette aus den Adern zu ziehen!«

Sonnenwasser? Hat er da gerade Sonnenwasser gesagt?

Die Informatikerin neben mir ändert die Haltung, weshalb ich ihr einen Blick zuwerfe. Sie erwidert ihn stirnrunzelnd. »Das ist neu«, sagt sie. »Ich bin gespannt, ob er das zeigt. Weißt du, was Sonnenwasser ist?«

Ich überlege, ob es über mich etwas verrät, wenn ich meine Vermutung ausspreche, aber komme zum Schluss, dass es verdächtiger wäre, wenn ich zu meinem Interessen-Thema gar keine Antworten habe, und diese erscheint vergleichsweise ungefährlich. »Ich vermute, es handelt sich um Wasser, das mit Lichtmagie durchleuchtet worden ist.«

Ob die Idee von Seiten Müller irgendwelche Wege zu Jastus gefunden hat?

»Aber die Patientin musste ja stattdessen zu der anderen Andertärztin für dunkle Magie gehen!«, fährt Müller fort. »Glauben Sie mir, ich lästere normalerweise nicht über Kolleg*innen. Aber sie ist im Prinzip keine Kollegin. Sie hat den Titel Ärztin nicht verdient! Sie ist eine Verbrecherin!«

Ich weiß nicht warum, aber ein Lächeln huscht über mein Gesicht. Ein leises Schnauben entfährt mir.

Wießner wendet sich mir wieder zu. »Das ist schon eine Ansage, oder?«, flüstert sie. »Fühlt es sich für dich auch so manipulativ an? Dieses, normalerweise mache ich das nicht, aber ... ? So wie Politi ...« sie bricht mitten im Wort ab, weil der Arzt da unten weiterredet.

»Kommen Sie mal auf die Bühne, Sie im rosa Wollpullover!« Er deutet auf eine Person im Publikum nahe der Treppe.

Sie wirkt verduzt, verunsichert, und nicht unbedingt, als wäre sie so begeistert davon, auf die Bühne zu treten, aber sie tut es.

»Stellen Sie sich vor, Sie kommen zu mir herein in die Praxis und zeigen mir ihren Arm.« Müller greift nach ihrem Handgelenk.

Mir gefriert das Blut in den Adern für einen Moment. Was, wenn er

den Pulloverärmel den Arm emporschiebt und was, wenn sie infiziert ist? Bekommt sie dann eine spontane Operation auf der Bühne?

Müller zieht den Ärmel tatsächlich ein klein wenig hoch, aber sagt kein Wort über eine Infektion. Stattdessen spricht er nun mit einer Stimme, die eine halbe Oktave höher ist und offensichtlich mich nachäffen soll. »Oh!«, quiekt er. »Was haben wir da? Ein paar putzige Stacheln und verwesende Haut! Da geh ich lieber mal nicht dran!« Er lässt den Arm los und wischt imaginären Dreck von seinen abgespreizten Fingern. »Aber haben Sie in Ihrer Kindheit vielleicht Angst vor Igelgeln gehabt?«

Das Publikum lacht und ich kann nicht anders, ich finde es so albern, dass ich mitlachen muss. Obwohl ich weiß, dass die Lage totornst ist. Obwohl ich weiß, dass es Menschen davon abbringen wird, zu mir zu kommen, weil in sie nun die Idee gepflanzt ist, ich wäre nicht ernstzunehmen.

Was ist kaputt mit mir?

Ich lasse meinen Blick unauffällig zu Wießner schweifen, aber vergebens: Sie sieht mich direkt an, da geht nichts mit unauffällig. Sie mustert mich aufmerksam, der Gesichtsausdruck neutral.

Irgendwie erdet mich das. Sie scheint nicht so anfällig für diesen Erzählstil und die damit verbundenen Emotionen zu sein, und das mag ich.

»Als die Patientin mich dann Wochen später aufsuchte, blieb mir leider nichts mehr übrig, als den Arm abzuschlagen.«

Was?

Sofort hat er wieder meine volle Aufmerksamkeit. Auch die des Publikums.

Er hebt einen Mundwinkel, sein Gesichtsausdruck ist sauer. »Das wäre nicht nötig gewesen, wenn sie gleich zu mir gekommen wäre.«

»Lebt sie noch?«, entweicht es mir leise. Denn das glaube ich nicht.

Ich spüre Wießners Blick auf mir und wünsche, ich hätte mich besser unter Kontrolle.

»Gute Frage«, sagt Wießner ebenso leise und lächelt, bevor sie die Stimme erhebt und über das Publikum hinweg eben jene Frage brüllt: »Lebt sie noch?«

Mut hat sie, diese Informatikerin. Das hätte ich mich nie getraut.

Der Andertarzt schaut mit einem milden Lächeln zur Empore hinauf. »Regierungsbesuch! Darauf kann ich mir was einbilden. Herzlich willkommen, die noblen Gäste!«

Viele Blicke wenden sich zu uns hoch. Ich trete reflexartig einen Schritt zurück, halte mir den Mantel halb vors Gesicht. Da sind vielleicht Leute bei, die mich erkennen können.

Wießner dagegen lächelt ins Publikum, als hätte sie die Ruhe weg. »Lebt sie noch?«, wiederholt sie, als es wieder ruhiger wird.

»Sie hat leider nicht mehr lange überlebt«, gibt Müller bedauernd zu. »Es hat ihr ein paar weitere Wochen geschenkt, dass die Infektion nicht über den Arm weiter in ihre Brust wachsen konnte, aber sie war zu lange unbehandelt. Es war schon zu tief in ihrem Blut.«

Wießner blickt mich lächelnd an, beinahe, aber nur beinahe, triumphierend. »Da hast du einen guten Riecher gehabt«, flüstert sie.

»Haben Sie noch weitere Fragen da oben auf den Rängen?«, ruft Müller zu uns hinauf. »Ich würde Ihnen empfehlen, sie mir zu stellen und nicht mit Ihrem Kolleg*in zu bekakeln! Sie werden auf diesem Planeten keine gebildetere Person auf dem Gebiet finden als mich!«

Ich muss schon wieder ein Schnauben unterdrücken. Dieser Mann schafft mich einfach.

»Ja, habe ich!«, ruft die Informatikerin zu meiner Überraschung. »Ist dunkle Magie überhaupt heilbar?«

Wow, die Frage aller Fragen. Das, wonach ich so vergeblich forsche. Ich könnte ihr die Frage besser beantworten als Müller, aber, nunja, nicht in der Rolle ihrer Kollegin von der Regierung.

»Nein!«, sagt Müller klar und deutlich. »Die Veranlagung bleibt im Körper. Es wird das angefallene Gewebe herausgeschnitten und das Leben kann dadurch verlängert werden und die Lebensqualität signifikant verbessert. Aber es wird wiederkommen und irgendwann die lebenswichtigen Organe befallen. Leider ist eine Heilung unmöglich.« Leiser fügt er hinzu: »Eine

gewisse Esoterikerin, die sich Ärztin nennt, glaubt natürlich an Wunder und Heilung!«

Tue ich nicht! Alles, was er bisher über mich gesagt hat, habe ich verhältnismäßig gut weggesteckt, aber das wühlt mich nun auf, sodass ich kaum geradeaus denken kann. Ich glaube weder an Heilung, noch glaube ich, dass es keine gibt. Ich will eben diese Frage erforschen, und natürlich sind meine Gefühle dazu nicht neutral, aber ich weiß es halt nicht. Ich komme nicht gut damit zurecht, wenn Leuten, die bei etwas unentschieden sind, je nach Stimmung eine Meinung zugeschrieben wird.

»Noch weitere Fragen? Eine dürfen Sie noch stellen! Für mehr haben wir keine Zeit, die Vorführung steht schließlich auch noch an!« Der Arzt wirkt nun abweisend und, obwohl er so weit unter uns steht, bewirkt seine Haltung und sein Ton, dass er sich über uns empfindet.

»Ja, eine! Vielen Dank!« Die Informatikerin lehnt sich wieder auf das Geländer und beugt sich gelassen vor. »Gibt es Statistiken darüber, welche Behandlungsmethoden die besseren sind? Bisher fluchen Sie sehr über Ihre Kollegin, aber weisen keine Daten vor, die ich nachvollziehen könnte.«

Es gibt keine. Ich kann es wieder nicht sagen.

Der Arzt lacht plötzlich so heftig, dass er dazu in die Hocke geht und sich mit den Händen auf den Beinen abstützt. »Ihr seid gut. Was schickt die Regierung für Leute? Soll ich das wirklich beantworten?«

Die Menge ist angesteckt von seinem Lachen. Ich dieses Mal nicht. Nicht nur, weil Wießners Frage absolut nicht unsinnig ist, sondern auch, weil die Stimmung gekippt ist und ich spüre, wie sehr die Leute jetzt Wießner mindestens für sehr fehlgeleitet hält. Wie die Menge auf Müllers Stimmung reagiert und überhaupt nicht mehr selbst nachdenkt, macht mich nervös. Wenn ich ehrlich bin, macht mir das sogar große Angst.

»Die sollen Brosdorf persönlich schicken und nicht irgendwelche Laien!«, schreit jemand im Publikum. »Aber in die Andertstadt schicken sie nur ihr halbgebildetes Fußvolk!«

Brosdorf ist unser Präsident. Er ist beliebt unter den Bürger*innen, und die meisten hohen Tiere in der Regierung, wie Jastus, auch. Aber über

viele andere bekannte Gesichter, die sich nicht durch irgendetwas Respekt verdient haben, wird zuweilen sehr gelästert. Ich bekomme es in meiner Praxis manchmal mit.

Ich blicke Wießner an, ob es sie irgendwie trifft, aber sie wirkt gelassen und unberührt. »Gibt es Daten?«, ruft sie noch einmal, als sich die Menge beruhigt hat.

Sie erntet dieses Mal Kopfschütteln und leisere Kommentare wie: »Die lernt aber auch gar nichts.«

»Kind!« Der Arzt blickt zu ihr hinauf mit einem verzweifelten Lächeln im Gesicht. »Kannst du dir vorstellen, dass wir statt der Lichtwacht nicht auch einfache Leute auf die Mauer stellen könnten, die den Wald des nachts freundlich bitten, die Wurzeln bei sich zu behalten? Stell dir das doch einfach mal vor, dann weißt du, was Sache ist!« Er schüttelt den Kopf. »Für manches braucht es keine Daten.« Er hält ein Fläschchen, das er aus seinem Kittel pflückt, mit ausgestrecktem Arm über den Boden. »Ich brauche nicht auszuprobieren, ob das wertvolle Glas zerbricht, wenn ich es loslasse. Ich lasse es! Mit Menschenleben spielt man nicht!« Den letzten Satz spricht er vehement und das Publikum ruft zustimmend, nun doch fast wie auf dem Konzert damals.

Als nächstes bittet er die Patientin auf die Bühne, die er behandeln will, und mir wird ganz anders. Es ist Ranuk. Ihre Mutter bringt sie die Stufen hinauf, wird aber vom Arzt wieder nach unten geschickt. »Eltern sind bei einer Operation eher störend.« Er lächelt freundlich.

Ranuk steht still da. Ich schaue genau hin, aber kann kein Durchscheinen ihres Körpers erkennen. Doch das Schaf erkenne ich, das sie in den Händen hält. Sie ist ganz ruhig.

Das darf alles nicht sein! Nicht Ranuk! Sie ist hier, weil ich nicht da war.

»Na du? Warst du auch bei der anderen Ärztin?« Müller beugt sich zu ihr herunter.

Ranuk nickt.

»Was hat sie mit dir gemacht? Geredet?« Er lächelt scheinheilig freundlich.

Ranuk hebt den Kopf und blickt ihm direkt ins Gesicht. Einen Moment

flackert sie, aber sie hält das Schaf enger an sich gepresst und ihre Umrisse werden wieder klarer. Sie nickt wieder.

Das verdammte Schaf! Verschwinde, Ranuk, denke ich. Nicht ganz, aber werd unsichtbar, geh durch eine Wand, hau ab!

Aber Ranuk fühlt mit den unsicheren Fingern über das Fell des Schafs und bleibt vorhanden.

»Und nun kommst du zu mir, weil du verstehst, dass das keine wahre Behandlung ist. Kluges Kind!« Müller rückt einen Behandlungsstuhl zurecht, aber hält dann inne, als Ranuk den Kopf schüttelt. »Nicht?«

Ranuk sagt etwas, aber so leise, dass sie niemand hören kann. Der Arzt hockt sich zu ihr nieder und bittet sie, es zu wiederholen. Dann richtet er sich lachend zu seiner vollen Größe auf und wiederholt es für das Publikum: »Sie geht nicht zu der ollen Frau, weil diese seit einer Woche krank ist! Hat sich die Dame endlich selber infiziert?«

Das Publikum lacht auf eine unbelustigte Weise und mir dreht sich der Magen um.

Ich will aus diesem Albtraum verschwinden!

Verzweifelt blicke ich zu Wießner, die es bemerkt, sich mir zuwendet und mich verwirrt betrachtet. »Was ist los? Warst du nicht darauf gefasst, dass ein Kind operiert werden könnte?«

Es dreht sich alles. Ich fühle mich nicht mehr real.

Kurioserweise denke ich, während unten auf der Bühne meine jüngste Patientin gequält werden soll, daran, dass ich abstürze und dadurch die dunklen Adern bei mir wieder aktiver werden. Wießner könnte es sehen.

Ich lehne mich aufs Geländer und wende den Kopf ab, sodass sie von mir vorwiegend Kleidung sieht, und denke darüber nach, was ich tun kann. Was ich tun möchte!

Ich könnte als Ärztin nach unten gehen und Ranuk und Ranuks Mutter klarmachen, dass ich wieder im Dienst bin. Aber ob Ranuks Mutter im Moment Vertrauen zu mir hätte? Das Publikum hat die Stimmung des Andertarzts gegen mich wie ein Mob aufgenommen. Vielleicht käme ich nicht einmal heile zur Bühne oder würde, sobald ich mich vorstellen würde,

von den aufgeheizten Leuten angegriffen, die nicht nur die Wut in sich tragen, die Müller in ihnen entfacht hat, sondern auch die Verzweiflung, die dunkle Magie mit sich bringt. Ihre Nerven sind vermutlich schon lange aufgegeben, es ist keine ungefährliche Menge.

Noch dazu würde Wießner dann Bescheid wissen und dann hätte ich keinen Zugang mehr zu wertvollen Ressourcen, die ich für meine Forschung brauche. Das würde langfristig weniger helfen. Zumindest für den Fall, dass ich etwas rausfinde, und nicht bloß auf das Wispern des Waldes hereinfalle.

Ranuk wird auf einen Stuhl gesetzt und Müller bückt sich, um ihr Fußfesseln anzulegen, aber dann ist es auf einmal totenstill. Der dunkle Vorhang, der die Bühne von einem Bereich dahinter abtrennt, bewegt sich wie in einem nicht vorhandenen Wind, und reißt plötzlich ab, als hätte ihn jemand mit einem sehr scharfen Schwert durchgeratscht.

Einen Moment frage ich mich, ob ich das war mit meiner Wut. Es wäre untypisch für meine Magie. Aber ich war es nicht.

Aus den Schatten tritt ein puppenartiges Kind. Oder eine Keramikuppe in der Größe eines Kindes, ähnlich gebaut wie Ranuk.

Müller will aufstehen, aber die Puppe ist zu schnell bei ihm, legt ihm ihre bloßen Finger an die Kehle. Finger scharf wie Klingen. Ich kann es von hier natürlich nicht erkennen, aber ich weiß es. Woher weiß ich das?

Der Kopf der Puppe dreht sich um zwei Drittel herum, unnatürlich und leise ratternd wie der Aufziehmechanismus einer Uhr, bis sie Ranuk im Blickfeld hat.

Ranuk! Nein!

»Geh!« Ich höre das Flüstern der Puppe so unnatürlich, als wäre es direkt in meinem Kopf.

Ranuk zittert, klammert sich an das Schaf, aber springt dann schließlich auf und rennt von der Bühne.

»Willst du stattdessen eine Behandlung haben?«, fragt Müller.

Er hat seine Selbstsicherheit verloren. Es klingt wie ein letzter, verzweifelter Versuch, die Oberhand zurückzugewinnen.

Als Ranuk in der Menge verschwunden ist, holt die Puppe aus und schlägt

ihm mit der Rückseite der Hand den Kopf ab. Blut spritzt aus der Wunde in die Menge, der Körper kippt um und bleibt zuckend liegen.

Müller ist tot.

Die Menge schreit panisch, Klappstühle werden umgeworfen und die Menschen stolpern darüber Richtung Ausgang, während die Puppe mit ihren niemals zwinkernden Augen durch den Raum blickt, den Kopf dabei langsam drehend wie ein Uhrwerk. Ich glaube immer noch das Klicken zu hören, aber das ist bei dem Geschrei der Menge Unsinn. Es sei denn, es wird magisch übertragen.

Wießner zieht mich am Ärmel.

Ich bin wie gefroren, rühre mich nicht, merke erst jetzt, dass ich die ganze Zeit nicht mehr atme.

»Venke, wir sollten gehen!« Wießner rüttelt an meinem Arm. »Ich kann mir zwar vorstellen, dass es ein gezielter Mord auf den Arzt war, aber wir sollten uns trotzdem in Sicherheit bringen. Und uns nicht verdächtig verhalten! Wir repräsentieren die Regierung!«

Ich folge ihr fast stolpernd und wie in Trance die Treppe hinab. Immernoch höre ich in meinem Inneren den Uhrmechanismus. Außerdem beginne ich zu verarbeiten, was ich da gesehen habe: Die Keramikpuppe hatte eine schwarze Maserung in der Haut, oder in ihrer Schale oder wie man das Äußere einer Puppe nennt. Es ist dunkle Magie. Denke ich. Eine Form, die ich schon einmal gesehen habe. Damals.

Als wir am Fuß der Treppe angekommen sind, reiße ich mich los und finde einen Weg, wie ich durch eine Lücke der Menge mich gegen den Strom zur Bühne schieben kann. Das Ticken in mir wird lauter, es erinnert mich an etwas und ich muss es wissen. Ich muss mir dieses Wesen ansehen!

Als ich bei der Bühne ankomme, ist hier niemand mehr. Ich laufe die Stufen auf die Empore hinauf und schlüpfte unter dem abgeschnittenen Vorhang hindurch. Hier ist es dunkel, aber unter einer Tür scheint schwaches Licht hindurch. Ich öffne sie und befinde mich auf einem Gang. Ich höre Wasser fließen und folge dem Geräusch in ein Badezimmer. Dort, an einem Waschbecken steht sie, wäscht sich das Blut von den glänzenden, schwarz

gemaserten Puppen-Fingergliedern. Sie hebt den Kopf, wir sehen uns durch den Spiegel.

Aber als sie sich zu mir umdreht, verändert sich ihr Aussehen, so rasch, dass ich es nur gerade so mitbekomme.

Mir gegenüber steht nun eine Person in meinem Alter, ebenso groß wie ich, und sie sieht mir gewaltig ähnlich, als wäre es meine Schwester.

Was ein bisschen ironisch ist, denn mein Gegenüber ist tatsächlich meine Schwester. Ich habe sie am Keramik erkannt. Das war ihre Magie. Damals ...

Aber damals hat sie nie so ausgesehen, dass man sie für meine Schwester gehalten hätte, weil wir überhaupt nicht verwandt sind. Ich war adoptiert, sie nicht.

Es ist unheimlich, zu beobachten, wie die Person mir gegenüber sich meinem Aussehen anpasst. Die Haare werden lang wie meine. Vorher waren sie schulterlang, wie ich sie als Kind getragen habe. Das Gesicht wird schmaler, die Augenbrauen dunkler, so wie ich sie nun färbe. Binnen einer halben Minute steht mir mein Ebenbild gegenüber.

»Bist du meine Schwester?« Meine Stimme ist leise und brüchig wie verrostetes Glas.

Damals ist sie noch keine Puppe gewesen, sondern das dunkel geaderte Keramik hatte nur die Fingernägel betroffen, später die Finger. Die Puppe hatte auch nur vage Ähnlichkeiten mit ihr. Und ihre Gestalt ändern konnte sie auch nicht. Vielleicht ist sie es doch nicht, sondern hat nur die gleiche dunkle Magie. Aber sie wirkt so vertraut auf mich, und gleichzeitig so gefährlich, dass ich den Boden unter meinen Füßen kippen fühle.

Im Hintergrund höre ich jemanden meinen Namen rufen. Jastus' Stimme. Scheiße, mir bleibt nicht viel Zeit für eine Entscheidung. Ist das meine Schwester? Wie finde ich es raus?

Ich muss einen Moment nicht hingesehen haben. Vor mir steht wieder die Puppe und sie hat die Hand mit der Kante zu mir erhoben, als wollte sie mich als nächstes töten. »Du bist von der Regierung? Das hätte ich dir gar nicht zugetraut!« Ihre helle, kinderhafte Stimme ist eine einzige Drohung

und hallt unwirklich in meinem Kopf nach. Ihr Mund bewegt sich dabei wie von unsichtbaren Fäden gezogen.

Wieder höre ich Jastus rufen, dieses Mal von so nah, dass ich damit rechnen muss, dass sie gleich hier ist.

Scheiße, ich hätte vielleicht noch verleugnen können, dass ich von der Regierung bin, falls es der Grund für die Tötungsabsicht ist, aber bei Jastus kann ich es sicher nicht, dazu ist sie zu bekannt. Und die Puppe wirkt nicht, als würde sie lange abwägen.

Endlich erfasst mich die Angst. Ich taumele rückwärts zur Tür, und als sie einen kleinen Schritt auf mich zumacht, aber trotzdem plötzlich direkt vor mir steht, drehe ich mich um und renne davon. Ich höre klickende Schritte, aber grelles Sonnenlicht blendet uns und etwas knarzt unangenehm wie Keramik auf Stein. Ich greife Jastus am Arm, verbrenne mir fast die Finger, aber Jastus macht etwas, dass der Arm nicht so heiß ist, und ziehe sie hinter mir her ins Freie. Erst, als die Tür zur Halle hinter mir zufällt, hört das Klickgeräusch in meinem Kopf auf.

Wießner wartet. Vom Rest der Menge sehe ich kaum eine Spur. Einige Langsamere humpeln noch so schnell sie können die Straße hinab.

»Weg hier«, drängt Wießner.

Jastus nickt. »Venke?«

Ich folge den beiden. Wir rennen in Richtung der Grachten, und dann am dunklen Gewässer entlang, bis wir an einem Halt ankommen, wo eine Ruderfähre uns an Bord nehmen kann.

»Ich habe dich für nicht so mutig gehalten, muss ich offen gestehen, einer Mörderin hinterherzulaufen«, sagt Wießner, als wir nicht mehr so sehr nach Atem Ringen. »Hast du etwas herausfinden können?«

Ich schüttele den Kopf. »Sie war schon weg.«

Jastus lässt es so stehen, als wüsste sie nicht ganz genau, dass es eine Lüge ist. Ich übernachtete wieder bei ihr. Dann werden wir reden.

Ich fühle mich überraschend klar, stelle ich fest.

Außer, wenn ich an die eine Frage denke, dann wird mir wieder schwindelig und unwirklich: War das meine Schwester?

»Was machst du eigentlich hier, Jastus?«, fragt Wießner.

»Venke wollte abgeholt werden. Sie kommt heute Abend noch zu mir«, erklärt Jastus ohne Umschweife.

Lebt meine Schwester doch noch?

Und warum sah sie aus wie ich?

Content Notes

TL;DR: Dieses Buch hat keine gründliche Content-Note-Liste wie die meisten anderen skalabyrinth-Bücher. Wenn ihr das braucht, ist dieses Buch nicht für euch. Es sei denn, irgendwer anders bastelt eine Liste, dann dürft ihr sie natürlich gern für euch nutzen. Am Ende liste ich ein paar drastische Content Notes auf.

Der Grund dafür ist: Wenn wir sie direkt beim Schreiben notieren, schreiben wir anders und fühlen uns dabei auch anders. Das Bewusstsein ist fixiert darauf, Rücksicht zu nehmen und nicht so böse zu schreiben, und vor allem, auf andere und nicht auf uns.

Und im Nachhinein bekomme ich die Content Notes nicht mehr zuverlässig gefischt, weil ich auch beim Editieren immer wieder vom Eintauchen in die Geschichte abgelenkt werde. Somit könnte ich die Gründlichkeit nicht erreichen, in denen wir Content Notes für die anderen Bücher präsentieren.

Daher halten wir es hier kurz und knapp und vermutlich unvollständig, dafür aber auch mit ein paar Anti-Content-Notes, was im Werk nicht vorkommt.

Ein paar drastische Content Notes:

Suizid (keine zentrale Figur).

Jump Scares (ich mag die eigentlich selber nicht, aber auf diese Art dann schon).

Mord an Kindern.

Ein mordendes Wesen mit dissoziativer Identitätsstörung. (Das ist ein Trope, von dem ich verstehe, wenn viele es mies finden, aber es ist hier eine Powerfantasy und als selbst betroffenes Wesen möchte ich das so erkunden. Für eine Systemdarstellung ohne dieses Trope schlage ich unser Buch *Minzaromantik* vor.)

Tötung, ausgeführt von einem Kind.

Bodyhorror, teils Gore.

Trauma.

Anti-Content Notes:

Keine Sex- oder Kuss-Szenen. Sie werden maximal als irgendwo existent erwähnt, aber sind nicht Teil der Handlung.

Alkohol und andere Drogen (abgesehen von Kaffee, wenn der gezählt werden soll) finden nicht einmal Erwähnung, allerdings Mind-verändernde andere Einflüsse.